Conrad von Bolanden's
Gesammelte Schriften.

Volksausgabe.

Neunzehnter Band.

Die Schwarzen und die Rothen.

Zweiter Theil.

1873.
Regensburg, New York & Cincinnati.
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.

Die Schwarzen und die Rothen.

Von

Conrad von Bolanden.

„Die Kirche ist eine Macht Gottes,
aber keine Magd der Menschen."

Dritte Auflage.

Zweiter Theil.

1873.
Regensburg, New York & Cincinnati.
Papier, Druck und Verlag von Friedrich Pustet.

Die
Schwarzen und die Rothen.

Zweiter Theil.

Bildung.

Frohmann kehrt von einer Filiale zurück, wohin er an das Lager eines Sterbenden gerufen worden. Eben steigt er mühevoll eine Anhöhe hinan und seine Beinchen bearbeiten den tiefen Sand des Weges. Dann geht er zwischen hohen Fruchtfeldern, die reifen Halme neigen sich gegen ihn, die Vögel grüßen fröhlich, vor ihm tanzen Käfer am Boden, rothe und schwarze, eine Schwalbe streift zwitschernd den hohen Cylinder, kehrt wieder um und nimmt vom Rücken des Herrchens eine Fliege. Nichts vermag den Kleinen ernsten Betrachtungen zu entreißen. Er hatte gesehen, wie das Leben ohnmächtig rang mit dem Tode und wie ein Geist, beim Abschlusse der irdischen Laufbahn, angsterfüllt vor den Pforten der Ewigkeit stand.

Ueberlassen wir das Herrchen seinen Betrachtungen, und nehmen wir uns die Freiheit, über ihn selbst eine Betrachtung anzustellen.

Gegenwärtig sinnbildet der Kleine ein Bruchstück seiner irdischen Wanderschaft. Seine Füßchen stecken im Sande und kämpfend überwindet er den Weg. Der lange Tuchrock hängt schwer hinab zu den Knöcheln, auf den Kopf drückt ein unnachgiebiger schattenloser Cylinder von Haasenhaaren und Pappendeckel, — gewiß sehr unbequem in der Brandhitze des Juli. Ueber das hagere Gesicht rinnen dicke Schweißtropfen, Erschöpfung liegt handgreiflich in den matten Zügen. Armes Herrchen! Du wirst immer kleiner, schmächtiger, durchsichtiger. Die Mühseligkeit Deiner Wanderung frißt immer nachdrücklicher die ohnehin schwache Lebenskraft hinweg. Jeden Tag liegst Du im Kampfe mit den schrecklichen Rothen, mit der Starrköpfigkeit unbeugsamer Kaffern, mit der Gemüthslosigkeit des Unglaubens, welcher Deinem zarten Empfinden so wehe thut. Jeden Tag setzest Du Leib und Seele ein für Deine Feinde, — Deine ganze Kraft, alle Freuden des Lebens bringst Du zum Opfer, Du lebst ein Dasein endloser Entsagung, und für All' dies lohnen Dir Hohn, Undank und Tücke. Obwohl Du aber ein kleines Herrchen bist, so erscheinst Du uns doch größer, denn alle Herren der Welt in Deinem Opfermuthe, in Deinem schmerzvollen Abgestorbensein für reizende Sinnengenüsse. Du betest für Die, welche Dich hassen, thust Gutes Jenen, welche Dich verfolgen! Täglich nimmst Du Dein Kreuz auf Dich, wahrst stündlich dem Geiste die Herrschaft über das Niedere, und diese

Heldenthaten schmücken Deine Seele mit Siegeskronen und ewigem Scepter. Groß bist Du, kleines Herrchen; denn Du wirst unter Jenen sitzen, welche die Welt richten!

Jetzt hat er den sandigen Feldweg überwunden und die Landstraße gewonnen, welche nach Waldhofen führt. Zwei Söhne des alten Mohr arbeiten in der Nähe, und wie diese den kleinen Schwarzen sehen, stützen sie die Arme auf ihre ländlichen Werkzeuge und lachen höhnisch.

„Pfaff, — Pfaff!“ schallt es von der Höhe.

Frohmann bleibt stehen und blickt hinauf.

„Pfaff, — dummer Schwab!“ ruft es höhnend hernieder. „Hecker, Struve hat befohlen, der Teufel muß die Pfaffen holen. He, — Pfaff, — hollah — he!“

Das Angesicht des Herrchens wurde noch bleicher, und ein stechender Schmerz fuhr darüber hin. Er hob das Auge zum Himmel, seufzte tief auf und ging weiter. Ein rother Mann kam entgegen. Auch er hatte die Beschimpfung gehört und der Rothe lächelte hämisch. Frohmann sah das feindselige Lachen und wieder stach es ihm durch die Seele. —

Frau Schröter trat entrüstet vor den Gatten.

„Denke Dir, Fritz, was eben geschehen ist! Mohrs Buben haben das Herrchen auf öffentlicher Straße ganz abscheulich beschimpft,“ — und sie erzählte.

Der Landwirth fuhr zornig empor.

„Sind Zeugen da?“ frug er.

„Unsere Arbeiter haben Alles gehört!“

„Gut, — diese Rohheiten müssen endlich einmal aufhören!“ sagte Schröter. „In letzter Zeit kann dieser würdige Priester nicht mehr ausgehen, ohne von den Rothen beschimpft zu werden. Wir alle sind verantwortlich für die Behandlung unseres Geistlichen, unmöglich dürfen wir länger schweigen.“

Er ging mit großen Schritten nach dem Pfarrhause.

Frohmann, ein gemüthreiches Kind der Berge, war redlich bemüht, die Kränkung zu überwinden, ein neues Opfer verzeihender Liebe auf den Altar des Herrn zu legen. Aber die klaffende Wunde, von grober Beschimpfung in sein weiches Gemüth geschlagen, wollte nicht aufhören, zu bluten und zu schmerzen. Ringend und kämpfend durchschritt er sein Zimmer. Die Lauterkeit seiner Absichten, das selbstlose Bemühen zum Heile der Feinde, sein ganzes Leben des Opfers standen auf gegen die herzlose Bosheit der Menschen. Vergebens strebte er, diese Empfindungen niederzudrücken, höher schwellte unsägliches Wehe die Brust, und jetzt brach er vor dem Crucifix in die Kniee und weinte bitterlich.

„Mein Heiland, — o mein Heiland! Du kennst meine Seele, — mein Bestreben, — meine Aufgabe! O

Herr, reiche mir helfend Deine Hand, — unterstütze mein fruchtloses Bemühen, — züchtige die verhärteten Frevler wider Dein Gesetz, damit sie erkennen, Du seist der Herr!"

Kaum hatte er jedoch die Bitte um bessernde Züchtigung ausgesprochen, als er flehend einlenkte.

„Erbarme Dich über uns Alle, mein Gott, — vorzüglich über meine Beleidiger!"

Da er von den Knieen sich erhob, lag das Brevier geöffnet vor ihm, und darin las er die hervorstechenden Worte: „Ecce ego mitto vos sicut oves inter lupos, — siehe, ich sende euch, wie Schafe unter Wölfe."

Es pochte an der Thüre. Schröter trat ein. In Frohmanns Angesicht fand er noch Spuren der erlittenen Kränkung und in dessen Augen Merkmale geflossener Thränen. Jetzt lächelte das Herrchen und streckte froh beide Hände dem Freunde entgegen. Der Landwirth blieb sehr ernst.

„Hochwürden," begann er, „soeben erfuhr ich, daß Sie öffentlich beschimpft wurden. Man kennt die Elenden und hat Zeugen. Ich wollte nur fragen, ob Sie selbst gerichtliche Bestrafung veranlassen oder das uns überlassen wollen."

„Keines von beiden, mein lieber Herr Schröter!" rief abwehrend das Herrchen. „Es ist schon Alles überwunden und verziehen."

„Ich beuge mein Haupt vor Ihrer Seelengröße, Herr Cooperator! Indessen bin ich der Ansicht, daß Sie nicht länger den Mißhandlungen einiger Ruchlosen dürfen ausgesetzt bleiben. Die ganze Gemeinde verehrt und liebt Sie. Im Namen der ganzen Gemeinde bitte ich Sie um Vergebung für die erlittene Beschimpfung."

„Von ganzem Herzen! Darum sei an gerichtliche Bestrafung nicht weiter gedacht. Ich bitte Sie dringend, Herr Schröter!"

„Entschuldigen Eure Hochwürden! Für die Gemeinde ist es Ehrensache, ihren Geistlichen zu schützen."

Der Landwirth beharrte trotzig bei dieser Auffassung. Alle Bitten und Vorstellungen Frohmanns blieben fruchtlos.

Schröter trat vor den Bürgermeister und verlangte die Errichtung eines Protocolles gegen Mohrs Söhne. Knapper verneinte heftig.

„Warum nit gar!" rief er. „Sind Sie der Vormund des Cooperators?"

„Nein! Ich bin aber Bürger von hier, bin Katholik und verlange gesetzlichen Schutz für unsern Geistlichen."

„Und ich bin Vorjemeeschter, weiß, was ich zu thun hab', — laß mir nix einreden. Will der Cooperator ein Protocoll, dann soll er zu mir kommen, und ich

will sehen, was zu thun isch, — jawohl! Da könnt' Jeder kommen, — ich bin Vorjemeeschter und nit Sie."

„Ihre Weigerung kommt nicht unerwartet," versetzte geärgert der Landwirth. „Es ist ja nicht lange her, daß Sie selbst das Lied gesungen haben: „Hecker, Struve hat befohlen, der Teufel soll die Pfaffen holen!" Man sieht, Ihre Gesinnung ist noch ganz dieselbe."

„Was sagen Sie da?" rief Knapper wüthend.

„Ich erinnere mich noch recht gut des Freischaaren-hauptmanns mit dem krummen Säbel," fuhr Schröter unbarmherzig fort. „Den Freischaarensäbel hat zwar der Freischaarenhauptmann abgelegt, nicht aber die Frei-schaaren-Gesinnung. Der Unterschied ist nur der: — Im Jahre acht und vierzig ging die Revolution gegen die Obrigkeit, und jetzt geht die Obrigkeit mit der Re-volution."

„Was, — was?" schrie Knapper außer sich. „Ich mache Ihnen ein Protocoll, — Sie haben die Regier-ung beschimpft."

„Thun Sie das," versetzte ruhig der Gutsbesitzer. „Ich werde dann vor Gericht ganz nette Geschichten des Freischaarenhauptmanns Knapper zum Besten geben."

„Himmel — Herrgott! Ich soll mir das sagen lassen in meinem eigenen Haus? Wär' nur meine Frau da, — hören könnt' sie, was der Schröter-Fritz für ein freches Maul hat."

„Die Wahrheit sollte Sie nicht erbittern, Herr Bürgermeister! Schließlich noch die Anzeige, daß ich meine Klage, welche Sie abweisen, vor das Amt bringen werde."

Noch an demselben Tage fuhr Schröter nach der Stadt. Stirnrunzelnd empfing der Amtmann den Häuptling der Schwarzen.

„Das ist Sache der Ortspolizei und nicht Ihre Sache," entschied der Bureaukrat. „Ueberhaupt sind Sie übel angeschrieben. Sie sind ein Wühler gegen die Regierung. Nehmen Sie sich in Acht!"

„Ihre Beschuldigung weise ich zurück," sprach stolz der Landwirth. „Ich kämpfe für meine religiöse Ueberzeugung, für meine Kinder, für mein Recht. Weigern Sie sich, den Ortsgeistlichen zu schützen gegen öffentliche Insulte, so bestärken Sie nur meine Anschauung von den traurigen Zuständen in Baden."

Der Amtmann maß den Freimüthigen mit zornigen Blicken.

„Gehen Sie!" befahl er in jenem eigenthümlichen Tone bureaukratischer Selbstherrlichkeit, — und weiter las er in hochgethürmten Papiermassen.

Unverweilt erfuhren die Rothen Schröters Abweisung. Den Geistlichen sahen sie schutzlos, und noch frecher wurden die Beschimpfungen gegen das duldende Herrchen.

Die schwarze Tafel.

Der Allerhöchste, zu dem Frohmann die Hände klagend emporgehoben, blickte zürnend auf die Frevler.

An dem Hause des rothen Mohr hing eine schwarze Tafel, auf der mit Kreide geschrieben stand: „Zur Warnung! In diesem Hause herrschen die schwarzen Blattern.“

Die schwarze Tafel hatte der Kreisarzt dorthin hängen lassen, und die bedeutsamen Worte eigenhändig darauf geschrieben.

Männer und Frauen lasen mit Entsetzen die Warnung und mieden das verfehmte Haus. Bereits in großer Entfernung traten sie auf die entgegengesetzte Seite der Straße. In weiten Bogen gelangten sie an der Wohnung der Mohre vorüber, die schreckliche schwarzweiße Tafel beständig im Auge und den Athem zurückhaltend, damit keine Pestluft eingesogen werde. Denn gräßlich mußten die schwarzen Blattern wohl sein, — wenn auch nicht der schwarze Tod selbst, doch wenigstens

etwas der Art. Warum hätte sonst der Kreisarzt die Warnung geschrieben?

Auch das Herrchen ging vorüber, sah die schwarze Tafel und trat hinzu. Auch ihn ergriff die Warnung, der Selbsterhaltungstrieb zwickte ihn, weiter zu gehen, — aber die Pflicht trat gebietend dazwischen.

An die Fenster umliegender Häuser fuhren neugierige Gesichter, den Kleinen im Kampfe mit Pflicht und Selbsterhaltung beobachtend. Der Kampf war sogleich entschieden, die Pflicht trug einen glänzenden Sieg davon, und das Herrchen nahte der Hofthüre des gebannten Hauses. Da wurde ein Fenster aufgerissen, und eine ergraute schwarze Frau schickte ihre Stimme in gellenden Schreckenstönen über die Straße.

„Herr Hochwürdiger, — Herr Hochwürdiger!“

Frohmann schaute um, die Alte winkte heftig.

„Kommen Sie doch ein bischen herüber!“

Er folgte der Einladung.

„Um Gotteswillen, Herr Hochwürdiger, gehen Sie ja nicht in das Haus, — die Pest ist darin. Alles muß sterben, was in dem Hauſ' ist. Da sieht man recht Gottes Strafgericht! Vor ein paar Tagen haben die Mohre Sie noch beschimpft, und jetzt müssen Alle sterben, — sterben ohne Gnad' und Barmherzigkeit. Und wer hineingeht, muß auch sterben, weil er die

Pest erbt. Gehen Sie darum ja nicht hinein, — an Denen ist doch nichts zu bessern."

„Wohnt Mohr in dem Hause?" frug der Geistliche.

„Freilich, der rothe Mohr, der jeden Tag flucht, wie ein Türk', der nicht an Gott und das Allerheiligst' glaubt, der gesagt hat, es wär' ihm ein Hauptspaß, wenn er alle Pfaffen aufhängen dürft'."

„Wenn Mohr an der Seele noch kränker ist, als am Leibe," sprach der Geistliche, „so bedarf er vor Allem des Seelenarztes."

Er grüßte freundlich und schritt auf das geächtete Haus los.

Die schwarze Frau sah Frohmann unter dem Eingange verschwinden, und sie schlug entsetzt die Hände zusammen.

„Heilige Mutter Gottes, er geht wahrhaftig hinein, — er ist verloren! Das arme — arme Herrchen!"

Gleicher Ansicht waren alle Nachbarn, welche das vermessene Unternehmen beobachteten. — Auch die gesunden Mohre gewahrten den drohenden Ueberfall des kleinen Schwarzen.

„Amrich," befahl der Ortsschulrath, „schließe die Hausthüre, — er kommt, — er kommt wirklich! Fort, geschwind, — den Riegel vorgeschoben!"

„Nein, das thu' ich nicht wegen der Leut'! Das gäb' ein schönes Geschrei!"

Sie trat aus der Stube dem Geistlichen entgegen.

„Gelobt sei Jesus Christus!" grüßte Frohmann. „Ist Jemand krank im Hause?"

„Ja, — der Knecht droben," lautete kurz die Antwort, und eine Handbewegung wies nach der Stiege.

Der Kleine folgte dem Winke, erstieg vorsichtig die steile Treppe und stand in einem halbdunklen Flur, links und rechts Thüren. Er lauschte. Gestöhn und Aechzen wiesen den Weg zum Lager des Verlassenen. Und als Frohmann die Hand ausstreckte nach der Klinke, da überfielen den Muthvollen unwillkürlich Schaudern und Bangigkeit. Er aber drückte das Schütteln der widerstrebenden Natur tapfer nieder und wiederholte halb laut die täglich gesprochenen Worte der Complet: „Super aspidem et basiliscum ambulabis, et conculcabis leonem et draconem!"

Gestählt und gefeit durch den Machtspruch göttlicher Verheißung, überschritt er unerschrocken die Schwelle. Uebelriechende Stickluft empfing ihn. Aus dem dicken Federbette ragte ein mächtig angeschwollenes, dunkel glühendes, mit schwarzen Pocken besätes Gesicht. Ueber die aufgesprungenen Lippen floß schwer und röchelnd der Athem, unterbrochen durch Stöhnen und Jammertöne.

Nach einem flüchtigen Blicke auf den Kranken, trat Frohmann zum Fenster und öffnete. Jetzt stand er tröstend vor dem Bette.

„Ach, — Wasser, — seit zwei Tag' keinen Tropfen, — Niemand kommt herauf! Sie lassen mich elend umkommen."

Der Barmherzige eilte hinab und kehrte mit dem Verlangten zurück. Der Arme trank mühsam, aber gierig.

„Ihr seid wohl recht krank, lieber Freund!"

„Es wird immer weniger," bestätigte der Kranke. „Heut' Nacht wird's," — ein heftiges Geröchel schnitt die folgenden Worte entzwei.

Frohmann las in der angeschwollenen Masse die sicheren Anzeichen des nahen Todes, und den guten Hirten trieb es, zur schleunigen Hilfe des scheidenden Geistes.

„Wollt Ihr nicht den lieben Herrgott aufnehmen in Eure Seele?" frug er liebevoll.

„Ja, — recht gern!"

„Gut! Bereitet Euch vor zur reuigen Beichte, so wie Ihr es vermögt. Ich werde Euch behilflich sein. In einer Viertelstunde bin ich da mit dem Allerheiligsten."

Das Herrchen lief nach dem Schulhause, den alten Lehrer und Meßner zu rufen, damit er das brennende

Licht vorantrage, nebst Schelle und Rituale. Jester war abwesend. Der Kleine stieg eine Treppe höher und trat eilig vor Stephan, den Volksschullehrer.

„Der Knecht des alten Mohr liegt am Sterben, — Herr Jester ist zufällig abwesend, — wollen nicht Sie die Güte haben, Herr Stephan, und mir bei der Versehung behilflich sein?"

Weit auf riß Stephan beide Augen, und sein Kopf sank nach dem Nacken.

„Herr Cooperator," versetzte beleidigt der Dünkelhafte, „ich bin Volksschullehrer und nicht Meßner."

„Nur für diesen Nothfall erbitte ich Ihren Beistand. Schlagen Sie mein Ersuchen nicht ab. Der arme Mensch liegt bereits in den letzten Zügen."

„Nehmen Sie einen Meßdiener!" versetzte übermüthig Stephan.

„Die Meßknaben wissen die Responsorien nicht, — und wo sollte ich in aller Eile einen Meßknaben finden? Herr Stephan, ich bitte dringend, versagen Sie diesen Dienst der Barmherzigkeit nicht!"

„Die verlangte Handlung verletzt Stellung und Amtsbewußtsein der Volksschullehrer," antwortete unbewegt der Aufgeklärte. „Dank der gesunden Entwickelung zeitgemäßer Errungenschaften, sind wir Volkslehrer für immer drückenden Kirchendiensten enthoben."

Dem Cooperator, der vom Lager eines hilfesuchenden Sterbenden kam, klangen die Phrasen überaus schaal und abgeschmackt.

„Herr Lehrer," sprach er sehr ernst, „möchten Sie niemals die Härte zu bereuen haben, deren Sie sich schuldig machen gegen einen Sterbenden."

Frohmann eilte nach der Kirche, schlüpfte in den Talar, warf Chorrock und Kragen über die Schultern, küßte das Kreuz der Stola und legte das geküßte Kreuz über seinen Nacken. Sodann zündete er die Kerze der Krankenlaterne an, und nahm das silberne Gefäß mit dem heiligen Oel aus sicherem Verschluß. Jetzt aber stand er gebunden. Suspension vom Amte liegt auf dem würdelosen Hinaustragen des Allerheiligsten, und ein dienender Geist wollte nicht erscheinen. Immer den sterbenden Menschen vor Augen, von Besorgniß gepeitscht, eilte der Kleine vor die Kirche, irgend eine helfende Hand zum Beistande anzurufen. Die Straße war leer. Einige Kinder spielten im Staube, mit beschmierten Gesichtern und Händen. Das Herrchen trippelte hin und her, spähte auf und ab, — vergebens! Ausgestorben blieb die Gasse, und schon suchte er dem zarten Gewissen begreiflich zu machen, daß Nothfälle an Rubriken nicht gebunden seien. Da kam Fritz Schröter die Gasse herauf. Mit Verwunderung sah er den Kleinen in Chorrock und Stola vor der Kirche. Dem Geistlichen

aber erschien der Landwirth, wie ein Engel des Lichtes. Nach flüchtigen Grüßen erklärte er dem Verwunderten die Lage.

„Wissen Sie Niemand in der Nähe, Herr Schröter, der Meßnerdienste nothdürftig versehen könnte?"

„Wenn Sie mich zum Meßner annehmen wollen, stehe ich zu Diensten," versetzte lächelnd der Gutsherr.

„Sie wollten es unternehmen?"

„Warum nicht? Dem Allerhöchsten ein Licht vorzutragen, ist unbestreitbar eine hohe Ehre. Das Confiteor weiß ich noch aus alter Zeit, und die Responsorien lese ich aus dem Buche."

„Gott lohne es Ihnen!" sprach achtungsvoll der Kleine.

Zwei Minuten später schritt der reichste Mann der Umgegend vor dem Priester einher, entblößten Hauptes, unter dem Arme das Rituale, in der Linken die brennende Laterne, in der Rechten die Schelle. In kurzen Pausen klingelte er. Die Bewohner eilten an die Fenster, bekreuzten sich und gewahrten mit Erstaunen den angesehenen, hochragenden Meßner. In den Gassen knieten begegnende Gläubigen, den Herrn im Sakramente anbetend und dann mit weit offenen Augen dem Gutsherrn folgend, bis er unter dem Eingange des Krankenhauses verschwand

Dort hatte es mittlerweile heftige Scenen gegeben. Der alte Mohr wollte dem erwarteten Geistlichen die Thüre verschließen. Amrich widerstrebte.

„Und das leid' ich nit!" rief sie. „Zeitlebens würden die Leut' mit Fingern auf uns deuten."

„Was für Leute?" rief Mohr entgegen. „Abergläubische Narren, Betbrüder, Rosenkranzknüppler, Pfaffenknechte, — an Allen liegt gar nichts! Dagegen wird jeder denkende Mensch mir beistimmen; denn ich hatte den Muth, dem Hokuspokus, an den ich einmal nicht glaube, an den kein Aufgeklärter glaubt, mein Haus zu verschließen."

„Das könnt Ihr thun für Euch, wenn Ihr mal an's Sterben kommt, nicht aber für den Knecht, — der will versehen sein," sagte Amrich.

„Wenn ich an's Sterben komme?" wiederholte Mohr gedehnt.

„Ja, — wenn Ihr an's Sterben kommt! Und der Jacob will auch versehen sein."

„Alle Knochen im Leibe schlage ich Dir entzwei, verfluchte Hexe!" schrie Mohr wild. „Sagst Du dem Pfaffen ein Wort, daß mein Sohn krank ist, auch die Blattern hat, — dann bist Du alt genug."

Im Hofe erklang die Schelle. Mohr fluchte, und als der Geistliche die Treppe erstiegen, verließ er mit einer Verwünschung das Haus.

Es gab eine halbstündige tiefe Stille im ganzen Hause. Dann hörte man Schröters tiefe Stimme das Confiteor sprechen, auf die Versikel respondiren und die Litanei zur heiligen Oelung beten. Endlich hatte der Seelsorger seines heiligen Amtes gewartet, schürzte den schleifenden Talar und stieg vorsichtig die jähe Treppe nieder. Im Flur blieb er stehen. Seine Blicke suchten die Tochter des Hauses, ihrer Barmherzigkeit den verlassenen Kranken zu empfehlen. Da drang sein Forscherauge durch zwei offen stehende Thüren in eine Kammer, wo sich Haarsträubendes darbot. Dort bewegten sich zwei lebende Gebeine, mit vertrockneter gelber Haut überzogen, und kläglich mit den Fetzen eines Hemdes bedeckt. Die Gebeine hatten Form und Gestalt von menschlichen Armen und Händen. Ihre Bewegungen gegen das Herrchen drückten Elend und Hilferufe aus. Ferner sah Frohmann einen Knäuel langer grauer Haare, die verworren um ein Menschenhaupt hingen, zwei tiefliegende Augen, die flehend auf ihm ruhten, und einen zahnlosen Mund, der Jammertöne ausstieß.

„Was ist das?“ frug der Kleine erschreckt.

„Wir wollen einmal sehen,“ sprach der Meßner, durchschritt ein großes Vorzimmer und gelangte in eine enge Kammer. Da lag auf Stroh, mit Schmutz bedeckt, im tiefsten Elende, die vier und achtzigjährige Mutter des alten Mohr. Seit fünf Jahren beständig im Bette,

war sie dem Gedächtnisse der Lebenden beinahe entschwunden. Beine und Füße hatten Gicht gekrümmt, sie waren zusammengewachsen und gelähmt, der obere Körper hingegen ziemlich gesund. Die Kranke konnte tüchtig essen, sie hatte andere Bedürfnisse, — allein die Hartherzigkeit des Sohnes und der Enkel ließen sie, der endlosen Krankheit überdrüssig, jämmerlich verkommen.

Das Herrchen stand mit weit offenen Augen vor dem Jammerbilde. Er sah den Schmutz an allen Dingen, das Knochengerippe der Greisin, gräßliche Leiden in den Zügen des abschreckenden Gesichtes, und es packten ihn Mitleiden und Entrüstung.

„Ach Gott, — Herr Schröter, so lieg' ich seit fünf Jahren!" klagte die Alte. „Ich bin ihnen zu viel. Oft seh' ich den ganzen Tag Niemand. Hör' fluchen und lästerliche Reden. Muß hungern und dursten. Mein Sohn, — o mein Sohn!" stieß sie krampfhaft hervor, die grauen Augen leuchteten unheimlich und die Knochenhand hob sich gegen Himmel. „Der dort oben weiß Alles!"

Schwere Tritte polterten im Hausflur. Mohr sah die Männer vor dem Lager seiner Mutter und rasch trat er ein.

„Wie kommen Sie da herein?" frug er trotzig.

„Um Vergebung!" antwortete mit Haltung das Herrchen. „Ihre Mutter ist krank, und das Krankenbett gehört zum Berufe des Geistlichen."

„Zum Berufe, — jawohl!" entgegnete Mohr. „Allein Sie hätten warten sollen, bis man Sie ruft. Wer unberufen in fremde Wohnungen dringt, der hat zu erwarten, daß man ihn hinausweist."

„Diese Worte machen Ihnen keine Ehre vor einer Lagerstätte, wie ich sie elender niemals gesehen," sagte vorwurfsvoll der Cooperator. „Hier liegt Ihre Mutter, — ein Bild des Jammers und gräßlicher Verlassenheit. Lebt irgend ein Funke kindlicher Liebe in Ihnen, er muß auflodern gegen Ihre herzlose Verfahrungsweise. Die ganze Welt rufe ich zum Zeugen vor dieses Bett und frage, ob das christlich, ob das menschlich gehandelt ist an der Mutter!"

„Sie werden doch keine Predigt halten wollen?" frug hämisch der entmenschte Sohn. „Die Predigt wäre ganz überflüssig. Die Sache geht Sie nichts an, und ich weiß, was ich zu thun hab'."

Schröters Augen blitzten.

„Hört mich an, Mohr!" begann er mit tiefer Stimme. „Nach Gott und seinen Geboten fragt Ihr nichts, das ist bekannt, und davon haben wir abermals hier einen Beweis; denn die schauderhafte Lage einer

Mutter wäre ganz unmöglich, würde der Sohn das vierte Gebot halten. — Aber nun merkt Euch, was ich sage! Es gibt auch Staatsgesetze, und diese bestimmen unter gewissen Umständen die Pflichten der Kinder gegen ihre Eltern. Nach jenen Staatsgesetzen ist es Euch nicht erlaubt, Eure Mutter in Schmutz und Elend verkommen zu lassen. Deßhalb seid Ihr vor den Gerichten höchst strafwürdig, und die Gerichte werde ich auf meine Kosten gegen Euch anrufen. Es wird also das Gericht in Euer Haus kommen zur Untersuchung, — und das morgen schon. Habt Ihr mich verstanden?"

Der trotzige Mohr wurde plötzlich schmiegsam.

„Das wäre mir unangenehm, — schon wegen des Geschrei's der Leute," sagte er.

„Und merkt Euch weiter: das Gericht wird Eure Mutter in eine Anstalt bringen, wo dieselbe menschlich gepflegt und behandelt wird; Ihr aber habt natürlich die Kosten an die Anstalt zu bezahlen."

„Das ist überflüssig, Herr Schröter, — ganz und gar überflüssig! Es soll meiner Mutter nichts mehr abgehen. Wissen Sie, Herr Schröter, wenn's zu lang' dauert, wird man's leidig! Kein böser Wille ist dabei — wahrhaftig nicht! — Amrich, da komm' herein! Sogleich überziehst Du das Bett mit frischen Leintüchern, und das lass' Dir gesagt sein, Amrich, besorge die

Großmutter besser, als bisher. Es ist ja eine Schande, wie die Frau da liegt!"

„Herr Schröter," sagte Frohmann, „ich bitte Sie, die gerichtliche Anzeige zu unterlassen!"

„Wenn Sie übernehmen wollen, Hochwürden, die Kranke öfter zu besuchen und sich von deren Verpflegung zu überzeugen."

„Ich übernehme es!"

„Und der Herr Cooperator soll zufrieden sein," versicherte Mohr.

Gegen Abend läutete die Glocke Verscheidung. Den Knecht hatten die schwarzen Blattern dahingerafft. Mit der verhallenden Glockenstimme trat Amrich vor das Herrchen.

„Ich muß zu Ihnen kommen! Der Knecht ist vor einer Stunde gestorben, und mein Bruder Jacob hat auch die Blattern. Er jammert ganz entsetzlich, und weil der Knecht gestorben ist, meint er, es gehe ihm ebenso. Als Sie heut' bei uns waren, hätt' ich's Ihnen gern gesagt von dem Jacob. Aber mein Vater hat schrecklich dagegen getobt und gesagt, er wolle mich todt schlagen, wenn ich's Ihnen verrathe. Jetzt ist mein Vater im Wirthshaus, wo er lange hocken bleibt. Wenn Sie wollen, könnten Sie meinen Bruder derweil versehen."

„Verlangt er die heiligen Sakramente?"

„Ja! Aber er genirt sich vor Ihnen, weil er Sie letzthin geschimpft hat.“

„Das ist Alles vergeben!“ versicherte aufrichtig das Herrchen. „Eilen Sie hinüber zum alten Herrn Lehrer, er möge sogleich in die Sakristei kommen zur Versehung.“

Amrich verschwand.

Im Ochsen saßen die Rothen beisammen, höhnend über den neuen Meßner.

„Da habt ihr's ja, daß er ein ganzer Pfaffenknecht isch,“ erklärte Knapper. „Hätt' ich's nur gesehen, wie er mit der Latern' und der Schell' durch's Dorf gangen isch, — hundert Gulden gäb' ich d'rum.“

„Nu, — ich hab's gesehen, Herr Bürgermeister, und verkauf's Ihnen für zehn Gulden,“ sprach Levi, der Jude. „Schön war's, — wahrhaftig g'spassig! Voraus der großmächtige Schröter, und hintennach das kleine, dünne Männchen! Voraus der Riese Goliath, und hintend'rein der Knabe David.“

„Welche Zumuthung der Cooperator an mich stellte!“ rief beleidigt Stephan. „Denken Sie, meine Herren, ich sollte in Jesters Abwesenheit Meßnerdienste versehen! Mit Entrüstung habe ich das Ansinnen abgewiesen und dem kleinen Schwarzen bedeutet, die Stunde der Befreiung aus entwürdigendem Kirchendienste habe für die Volkslehrer geschlagen. Ich habe ihm gesagt, er möge

sich irgend einen Buben suchen, — und siehe da, er hat einen gefunden."

Die Tafelrunde belachte den faden Schulmeisterwitz.

„Frech sind die Pfaffen über alle Maßen," zürnte Mohr. „In die Kammer, wo meine Mutter liegt, ist der schwarze Knirps eingedrungen, und es hat ihn doch Niemand geheißen. Auch der schwarze Hauptmann ist anmaßend, er kümmert sich um Sachen, die ihn nichts angehen. Crämer von Doos, der bayerische Abgeordnete, hat ganz recht, wenn er sagt, man soll allen Ultramontanen die Schädel einschlagen. Crämer ist ein Mann, mit dem halt' ich's! Hätten alle unabhängig denkenden Männer die entschiedene Gesinnung, wie der bayerische Crämer, kein Ultramontaner hätte einen ganzen Schädel mehr."

Auch die Schwarzen saßen beisammen an jenem Abend. Wie die Rothen den „Ochsen" sich erkoren, so wählten die schwarzen Streithaufen „Die Blume" und „Das Lamm". Gegen Stephan hagelte es furchtbar, Blitze zischten und Donner krachten.

„Da seht ihr's, Bürger, wohin's kommt mit dem neuen Schulgesetz!" rief der Schmiedhannes, eine herkulische Gestalt mit energischen Zügen. „So vornehm werden die Schulmeister, daß sie sich schämen, das Hochwürdigste zu begleiten. Denkt euch, ihr liegt am Sterben

und verlangt das Abendmahl, könnt's aber nicht kriegen, weil der Schulmeister nicht mitgehen will! Ist das nicht zu arg? Mit meinem größten Vorschlag-Hammer möcht' ich die ganze neue Schulwirthschaft kurz und klein schlagen."

„Wartet noch eine Weil'," sagte Mühsam, „und wir müssen neben dem Schulmeister noch einen Meßner bezahlen, vielleicht auch einen Orgelspieler."

„Der Stephan hat gesagt," erzählte ein Anderer, „die Kinder dürften nicht mehr mit der Leich', weil das den Unterricht störe."

„Warum nicht gar?" riefen Mehrere. „Sich selbst kann der Schulmeister begraben lassen, wie er will, — wir bleiben beim Alten."

Und wie die Bauern gegen Stephan mit den Peitschen knallten, so gossen sie unerschöpflichen Ruhm über Schröter.

„Ich sag' euch, Bürger," rief ein Begeisterter, „was Schröter gethan hat, das ist gar nicht zu beschreiben! Denkt euch, der reichste Mann weit und breit, der mit vier zweispännigen Pflügen auf den Acker fährt, — der von Niemand abhängt, — der gescheidter ist, als zehn Krischer in der Kammer, — dem man nicht das Geringst' nachsagen kann, kurz, unser Schröter nimmt die Latern' und die Schell' und geht dem Herrchen voran!"

„Und nicht zu vergessen,“ rief ein Anderer, „wissen mußt' er, daß ihn die Rothen deßhalb ausspotten, daß sie's am End' gar in's Blatt setzen lassen, um ihn zu verhöhnen vor der ganzen Welt. Dennoch that er's, — sein Glaube und seine Religion gelten ihm mehr, als die ganze Welt.“

„Hollah,“ rief der Schmiedhannes, „die Gläser eingeschenkt bis oben! — Der Schröter Fritz soll leben, dreimal hoch!“

Die Schwarzen hatten gewaltige Stimmen. Die Hochrufe wurden gehört im ganzen Dorfe, den Rothen zum Aergerniß. Und da jetzt der Häuptling persönlich unter die Versammelten trat, wollte der Jubel kein Ende nehmen. Für den Landwirth war die hochgehende Stimmung erfreulich; denn sie bewies ihm, daß die Bürger offen bekannte Glaubensüberzeugung schätzten, weil ihnen selbst der Glaube heilig war. Er hatte sich mitten unter die schwarzen Männer gesetzt, mit Befriedigung vernünftige Urtheile über Stephan und den Schulstreit vernehmend. Da neigte der Schmiedhannes den Mund an Schröters Ohr, und sprach die vertraulichen Worte:

„Ich muß Ihnen etwas sagen! Mein Nachbar, der Webersepp, hat bis dato zu den Rothen gehalten. Schon lang' möcht' er gern herüber zu uns, und jetzt, auf die Stückchen hin, welche der Jud' Mayer Hirsch und der

Schulmeister gespielt haben, ist er ganz wild. „Guck, Hannes," hat er vorhin zu mir gesagt, „von Herzen gern wollt ich zu euch, aber dem Blendung bin ich zweihundert Gulden schuldig. Werd' ich schwarz, so kündigt der Blendung mir auf, und ich kann jetzt nicht zahlen." — Aber ein Paar Ochsen hat er in der Mast, die werden fett in vier bis sechs Wochen, — und wenn Jemand meinem Nachbar bis dahin die zweihundert Gulden leihen wollt', käm' er gleich zu uns."

„Das soll kein Hinderniß bilden," versetzte der Gutsherr. „Weber ist fleißig und rechtschaffen. Morgen soll er zu mir kommen und dem Blendung die zweihundert Gulden hinauftragen."

Darüber gerieth der Schmiedhannes in große Freude. Er nahm die Rechte des Landwirthes in seine harte Eisenhand und drückte sie in kräftiger Empfindung des Dankes.

Schröter klopfte an das Glas. Die Unterhaltung verstummte.

„Bürger," sprach er, „unsere Adresse ist fort an den Großherzog, mit noch zehn Adressen aus zehn anderen katholischen Gemeinden. Ueberhaupt wird es immer lebendiger im Lande. Von allen Ecken und Enden laufen in Carlsruhe Adressen zusammen gegen die Schulreform. Unser katholisches Volk mag das Geschenk der

Freimaurer nicht, das zeigt sich jeden Tag mehr. Die Freimaurer-Blätter, welche berichtet haben, die Bewegung gehe aus von einer Handvoll Ultramontanen, stehen da als ertappte Lügner. Unser hochwürdigster Erzbischof steht an der Spitze und hinter ihm das ganze katholische Baden."

„Bravo, — so ist's recht!" hallte es durch die Stube.

„Nun paßt auf, was der Großherzog thut!" rief Mühsam. „Immer heißt's: Der Großherzog hat ein gutes Herz, — das Volkswohl geht ihm über Alles. Nun, — die Adressen offenbaren ihm den Volkswillen, und wenn er ein so gerechter Herr ist, wird er die Schulreform in den Ofen stecken."

„Ich glaub' immer, unsere Adressen ziehen nicht!" bemerkte ein Anderer. „Die Freimaurer haben das Heft in der Hand, die Religion ist ihnen ein Gräuel, darum haben sie die Schulreform erfunden. Das Herrchen hat recht: wir sind schon zu alt, uns können sie die Religion nimmer austreiben, darum haben sie die Schulen freimaurisch gemacht, damit die Leut' von Kind'sbeinen an ohne Religion erzogen werden."

„Der Großherzog wird gescheidt sein!" sagte der Schmiedhannes. „Schafft er uns nicht Ordnung im Dorf, dann schaffen wir selber Ordnung. Das sag' ich euch, Bürger," rief er mit geballter Faust, „meine Kinder werden nicht freimaurisch!"

Gleiche Entschlossenheit beseelte Alle.

Da erschien ein Schwarzer und brachte ernste Kunde.

„Mohr ist eben im Ochsen gerufen worden, weil sein ältester Sohn auch gestorben ist.“

Die Männer saßen einige Augenblicke schweigend.

„Vielleicht ist das eine wirksame Predigt für den alten Mohr,“ sagte Mühsam. „Die Predigten in der Kirch' hört er nicht und spottet darüber, — da muß ihm halt unser Herrgott eine Predigt halten.“

„Die er ebenso wenig achtet,“ ergänzte Schröter.

Viele nickten Beifall.

„Neulich hat Mohr gesagt, »es gäbe gar keinen Gott,“ erzählte Christoph. „Liegt einmal Einer so tief unten, dann hält das Aufstehen schwer.“

In aller Frühe des nächsten Morgens wurden, nach ärztlicher Anordnung, beide Leichen beerdigt. Nur die Mohre folgten den Särgen, die auf einem Wagen gefahren wurden, da sich Träger nicht fanden. Der alte Mohr sah in das offene Grab seines Sohnes mit stieren Blicken. Vor seinen Augen wurde der Sarg hinabgesenkt, und er blieb kalt, in die harten Züge trat nicht die leiseste Bewegung.

Das Herrchen betete innig für den Verstorbenen, noch heißer für die lebenden Mohre. Am Altare rief er zum Allerhöchsten für die Verirrten und dankte für

die strafende Vatergüte. Nach seiner Ansicht mußten die Gemüther der Mohre erschüttert, die Gesetzlosen unter den Willen des Herrn zurückgeführt werden. Wie staunte aber das Herrchen, als er nach wenigen Tagen die unveränderten Mohre fand! Beim Besuche der Großmutter wurden ihm Mißachtung und Vorwürfe. Er hörte, wie der alte Mohr in der Stube ausrief: „Pfäffische Spionage!“ Und Wilhelm ging an ihm vorüber ohne Gruß, mit frechen Blicken. Diese Härte und Gefühllosigkeit legten sich schwer auf das weiche Gemüth des Herrchens, und er schauerte über die Verstocktheit der Menschen.

„Mein lieber Herr Confrater,“ sprach der alte Pfarrer, „Sie kennen diese Race noch nicht! Ihr Starrsinn vergeht nicht, selbst unter Gottes Zuchtruthe. Was der Heiland gesagt hat in der Parabel vom reichen Prasser, bleibt ewig wahr: wenn Todte auferstehen, glauben sie nicht!“

Ländlicher Fortschritt.

Ferdinands Schöpfung, die Gesellschaft „Frohsinn,“ gedieh wider Erwarten. Geschriebene Statuten gab es nicht, wohl aber eine scharf ausgeprägte Tendenz.

„In den Frohsinn,“ erklärte Ferdinand, „können aufgenommen werden alle Burschen über fünfzehn Jahren, welche haben: bedeutenden Durst, eine Stimme zum Singen, ein Herz zum Lieben, einen Kopf zum Denken und kräftige Muskeln zum Lachen.“

Auch einer Probe mußte sich jeder Eintretende unterwerfen. Sie bestand darin, daß er vom stärksten Wein ohne Aufenthalt einen Schoppen austrank, ohne zu taumeln.

Der Wahlspruch der Gesellschaft Frohsinn war der classischen deutschen Poesie entnommen und lautete: „Pflücket die Rosen, eh' sie verblüh'n.“

Jeden Sonntag Nachmittag traten die Frohsinnigen in einem abgeschlossenen Zimmer des Ochsen zusammen. Es wurde gewöhnlich nur Bier getrunken, und zwar auf Rechnung des Präsidenten, Ferdinand Blendung.

„Trinket wacker, meine Söhne!“ pflegte er zu ermuntern. „Ich habe euch erzeugt im Geiste des Frohsinnes, und die Quelle des Frohsinnes sprudelt im Gerstensaft.“

Die Ermunterung des jugendlichen Vaters fand Beachtung. Das Bier wurde in bedeutenden Quantitäten vernichtet, bis tief in die Nacht hinein gezecht, und auf wankenden Füßen nach Hause gegangen. Die Zahl der Frohsinnigen wuchs erstaunlich. Alle rothen Bursche gehörten zur Gesellschaft. Auch manche Söhne schwarzer Väter ließen sich insgeheim, gegen das strenge älterliche Verbot, dennoch aufnehmen; denn Ferdinands Freigebigkeit wirkte unwiderstehlich.

Aus Mannheim hatte er Liedersammlungen verschrieben, eine Auswahl höchst schlüpfriger Gesänge. Vater Ferdinand, im Besitze einiger musikalischen Kenntnisse, übte die Frohsinnigen in den Melodien und mancher Geist, welcher das Licht des Tages scheut, zog im lustigen Schwunge des Gesanges in die offenen Burschenherzen.

Für den Kopf zum vernünftigen Denken sorgte Ferdinand durch zeitgemäße Vorträge, die er passend

zwischen Gesänge und lose Unterhaltung zu mischen wußte. Hiebei schwebten ihm als Muster jene Arbeiterschulen vor, welche Fabrikherren zur fortschrittlichen Bildung ihrer weißen Sklaven errichteten. Ferdinand lehrte nach eigenen Heften, erfand im Laufe der Woche pikante Schilderungen über das menschenfeindliche Leben und Treiben der Pfaffen aus Gegenwart und Vergangenheit. Versiegte die Productionskraft, dann griff er zu Eugen Sue's ewigem Juden, zu dessen Geheimnissen des Volkes, zu Gutzkow's Zauberer von Rom und ähnlichen Dichtungen des Hasses gegen die Kirche, — mit Vorliebe aber zu dem Geschichtsbuche, welches ein lutherischer hessischer Prälat für höhere Schulen nach gräßlichen Vorurtheilen und dicken Finsternissen zusammengeschrieben. Bei der Aufnahme erhielt jeder Bursch zum Geschenke den Löwen des Tages, — Renan photographirt. Hiezu kam ein Liederbuch und Renan's Leben Jesu, und zwar die Ausgabe zu fünf Silbergroschen, eine Berliner Uebersetzung nach der zwanzigsten Originalauflage. Zwanzigste Auflage! Unbestreitbar: der Fortschritt würdigt die Tragweite der Presse, und mit Recht; denn ihr gehört die große Strömung der öffentlichen Meinung, und das hat der Fortschritt fertig gebracht ohne Kanzeln und Beichtstühle, vorzüglich durch die Presse. Hätte Renan ein Buch ultramontanen Geistes geschrieben, und zwar von weitaus höherem Werthe, als sein wissenschaftlich werthloses und sittlich schlechtes Leben Jesu, die

Fortschreitenden hätten es verachtet, — die Ultramontanen hätten es mißachtet, — es wäre kaum zur dritten Auflage gekommen, — und hätte mehr als fünf Silbergroschen gekostet.

Unter Ferdinands einsichtsvoller Leitung tranken die Bursche mit dem Freibiere zugleich den Geist der Aufklärung. Sie lernten das Leben genießen, die Fesseln des christlichen Sittengesetzes verachten, Glaubenswahrheiten kopfschüttelnd belächeln. Als der Hochmögende nach längerer Abwesenheit zurückkehrte, durfte Ferdinand über seine Thätigkeit Rühmliches berichten.

„Du wirfst Tausende jährlich in die tiefen Taschen hungriger Publicisten," sagte er. „Mich kostet es jeden Sonntag zwanzig bis dreißig Gulden, und jetzt schon dürfte ein augenverdrehender Kapuziner sagen: „Die männliche Jugend von Waldhofen ist gründlich verdorben!" Mithin erhole ich mich in kräftigender Landluft nicht allein von den Wintergenüssen des mannheimer Stadtlebens, ich mache zugleich Proselyten der Bildung. Du bist Meister vom Stuhl, wirst mithin Gelegenheit finden, Deinen Sohn den unsichtbaren Mächten zu empfehlen."

„Dank für Deine tröstliche Mittheilung," versetzte Blendung verstimmt. „Ueber der Schulreform hingegen schwebt das Damoklesschwert. Die Adressenbewegung nimmt ungeheure Verhältnisse an. Fast jeder katholische

Bauer setzt seinen Namen gegen die Schulreform. Ganze Stöße von Adressen häufen sich in Carlsruhe. Verdammt! Wer hätte von den trägen Ultramontanen diese rührige Entschlossenheit erwartet? Dieses Feuer hat der alte Fuchs in Freiburg angeschürt. Dächten und handelten seine Standesgenossen, wie er, der Fortschritt könnte schlafen gehen. — Unsere Journale mußten angewiesen werden, mit scharfen Waffen gegen diese bedenkliche Erscheinung vorzugehen."

Stephan las einige Tage später in der Herrenstube begeistert einen wüthenden Ausfall gegen die Ultramontanen. Die Zeitung zitterte in seiner bebenden Hand der Bürgermeister saß mit glühenden Augen, der alte Mohr verschlang heißhungrig jedes Wort, der Einnehmer lächelte vergnügt, der Mund des Juden Levi beschrieb einen Halbmond unter der krummen Nase.

Stephan las:

„Heidelberg. Der steinalte, geistesschwache Erzbischof ist natürlich nur die Puppe in der Hand wühlender Dunkelmänner. Er unterschreibt Alles, was ihm die geschworenen Feinde der Bildung vorlegen, wie es der letzte Hirtenbrief beweist. So lange man solche Brandbriefe von den Kanzeln herab unter das Volk schleudern darf, wie der letzte sogenannte Hirtenbrief war, so lange die Geistlichen ihre Wühlereien fortsetzen können, ist es

eine maßlose Frechheit, von Tyrannei zu declamiren. Wollte sich unsere Regierung an der italienischen ein Beispiel nehmen, dann würden wir Ruhe bekommen. Es haftet einmal an der päpstlichen, katholischen Kirche der Fluch. Der Fluch aber besteht in dem gemeinirdischen Unglauben an die geistige Kraft des Glaubensinhaltes der christlichen Religion. Darum nieder mit dem Papismus! Nur denkfauler Unvernunft ist es möglich, diesem Institute anzugehören."

Dem kraftvollen Ergusse wurde reiches Lob der Tafelrunde. Und schon am folgenden Tage konnte Stephan eine noch schärfere Verurtheilung des Papismus vorlesen.

In dieser Tonart musicirten alle gesinnungstüchtigen Blätter des Landes Baden, brüderlich unterstützt durch die liberale Gesammtpresse Deutschlands.

Das Ordinariat in Freiburg sandte einen ganzen Pack Injurien, gegen den Erzbischof, den Papst und die Kirche geschleudert, nach Carlsruhe und forderte gesetzlichen Schutz. Das Ministerium rescribirte: „Die Staatsregierung befindet sich nicht in der Lage, dem dortigen Ansinnen entsprechen zu können, da, — abgesehen davon, daß das Vorhandensein des Thatbestandes einer strafbaren Ehrenkränkung zweifelhaft erscheint, — für die Regierung kein zureichender Anlaß vorliegt, durch Auf-

trag an den Staatsanwalt gegen die betreffenden Blätter einzuschreiten *)."

Die Zeitungen brachten diese ministerielle Verfügung, und sämmtliche Rothen priesen sich glücklich, so ein Ministerium zu besitzen. Die Schwarzen hingegen schüttelten heftig die Köpfe. Sie ballten ihre Fäuste gegen brutale Gewaltthat und erklärte Vogelfreiheit des Katholischen.

Die Frohsinnigen blieben von diesen Strömungen unberührt. Sie tranken, sangen, lachten, lernten und liebten. Nur Heinrich Knapper saß zuweilen traurig unter den Fröhlichen. Er fühlte, wie er sich von Helena immer weiter entfernte. Dennoch vermochte er nicht, dem Zwange der Verhältnisse zu entrinnen. Der vornehme Schulgenosse hatte ihn mit tausend Fäden geschickt umsponnen, und er zappelte hilflos in dem Gewebe, wie eine Fliege im Netze einer Spinne.

Ferdinand saß heute in vorzüglicher Stimmung unter den Frohsinnigen. Vor ihm lag ein dickes Buch, das seine gelehrten Vorträge unterstützen sollte. Schon wurden die Köpfe heiß, die Unterhaltung lärmend, die Gesänge schwankend in Takt und Weisen. Der Präsident klingelte.

---

*) Die Katholiken in Baden und die Juden in Wien. S. 14 und 15.

„Ihr alle werdet mir das Zeugniß geben," begann er im Tone scherzhafter Laune, „daß ich es gut mit euch meine. Indessen ist meine Liebe zu euch weiter nichts, als Schuldigkeit; denn ihr alle seid meine Söhne, die ich erzeugt habe im Schooße des Frohsinnes. Und wie ein guter Vater bedacht ist auf die Bildung seiner Söhne, so bin ich auf eure Bildung bedacht. Manches habt ihr von mir gelernt! Höher steht ihr im Wissen, als viele Ultramontane mit grauen Haaren, die noch wallfahrten zu den heiligen Blutflecken in Waldüren, oder zur Liebfrauenmilch in Worms, welche dort in einem goldenen Gefäß aufbewahrt ist*). — Heute nun will ich euch ein gutes Stück weiter bringen und erzählen von einem alten heidnischen Herrgott, dem Stammvater aller Frohen, mithin von unserem Stammvater, nämlich von dem deutschen Gotte Fro. Er ist ein gar lieber, schöner und frohmachender Herr gewesen. Den römischen Pfaffen ist es nicht zu verzeihen, daß sie ihn elendiglich zerschlagen und begraben haben. Wüßte ich, wo er eingescharrt ist, ich würde ihn mit meinen Nägeln wieder ausgraben, und den holden Fro an die Stelle melancholischer, duckmäuserischer, fastender und sich geißelnder Heiligen stellen. Ihr könnt euch gar nicht denken, meine

*) „Liebfrauenmilch" heißt bekanntlich der ausgezeichnete Wein in Worms. Das Wort gibt Ferdinand Veranlassung zur Erdichtung, die jedoch eben so große Berechtigung hat, wie die Dichtung von der Päpstin Johanna und andere kirchenfeindliche Dichtungen.

Söhne, wie inbrünstig die Verehrung unserer Vorfahren zu dem stets lachenden, lustigen Fro gewesen ist! Sie verfertigten zahllose Standbilder von ihm, und diese fuhren sie auf Wagen umher durch Dörfer und Fluren, damit Fro ihre Felder segne. Seht, daher kommen die christlichen Flurgänge, die Bittprocessionen durch Dörfer und Felder. Weil die Pfaffen den göttlichen Fro nicht ganz todtschlagen konnten, darum verwandelten sie die Frogänge in Flurgänge, — nur mit dem Unterschied, daß an Stelle des Frobildes der gekreuzigte Gottmensch von Nazareth kam, und an Stelle der Wein- und Bierkrüge traten Rosenkränze, Gebetbücher und Weihrauchfässer."

Einige lachten, Andere widersprachen.

„Wer hat etwas dagegen einzuwenden? Nur heraus damit!" sagte Ferdinand.

„Das Herrchen hat aber doch erklärt in der Predigt," sagte ein Frohsinniger, „die Flurgänge seien erst im Jahre 469 in Frankreich entstanden. Dort habe ein Bischof die Christen aufgefordert, durch Fasten, Beten und Umzüge mit Kreuz und Fahnen, Gottes Zorn zu versöhnen. Also ist es nichts mit dem Fro."

„Das sind pfäffische Kniffe, mein Sohn!" erklärte Jener väterlich. „Was ich sage, steht hier gedruckt in dem sehr gelehrten Werke „Bavaria," — herausgegeben

mit Unterstützung des Freundes der Wissenschaften, des Königs Max von Bayern, — bearbeitet von einem ganzen Kreise bayerischer Gelehrten. Leset nur, da stehen die Gelehrten gedruckt! Mithin kann ein Zweifel gar nicht aufkommen; denn die Gelehrten sagen da ausdrücklich: „Fro, im Begriffe eines allwaltenden, Liebe und Fruchtbarkeit wirkenden, halbgöttlichen, halbweltlichen Wesens, hat sich in der christlichen Anschauung am längsten noch unanstößig erhalten. Er galt als der frohe, frohmachende, beseligende, wunderschöne Herr, welcher über Sonnenschein und Regen und Wachsthum der Erde gebietet; — in Sitten und Gebräuchen, in den Flurbittgängen u. s. w. liegen wohl noch verdunkelte Spuren seiner Verehrung*)." — Ueberleget, bedenket, erwäget, meine Söhne: so etwas sagen bayerische Gelehrten und zwar auf Veranlassung und mit Unterstützung Seiner Majestät des Königs Max! Fest steht also, daß ohne unseren Stammvater Fro den römischen Pfaffen niemals der Gedanke an Flurbittgänge gekommen wäre."

Wiederholter Widerspruch.

„Fro war ein deutscher Gott," rief ein Denkender. „Bittgänge und Processionen gab es aber auch dort, wo man von Fro gar nichts wußte, nämlich im Judenland. In der Bibel steht geschrieben, daß die Juden eine große

*) Bavaria IV. B. S. 332.

Procession um die Stadt Jericho hielten, daß David eine schöne Procession veranstaltete, als die Bundeslade in die Stadt getragen wurde. Und ist nicht Christus selber am Palmsonntage mit einer Procession in Jerusalem eingezogen?"

Aber Ferdinand kam niemals in Verlegenheit.

„Das will ich Dir erklären, Du Bibelgelehrter! Der Zug der Juden um die Festung Jericho war nichts weiter, als ein kriegerischer Marsch, wie heute noch unsere Soldaten marschiren. Bei diesem Marsche haben die Juden tüchtig den Festungsmauern zugesetzt, daher kam es, daß sie, die Mauern nämlich, nach dem siebenten Umzuge zusammengestürzt sind. Kein vernünftiger Mensch wird annehmen, jene Festungsmauern seien durch Beten und Singen umgefallen. Wenn aber die Pfaffen aus jenen Belagerungsmärschen der Juden Processionen machten, so ist das wieder eine pfäffische Tücke. Die Kutten wollen uns vorlügen, es seien die Processionen so alt, wie Jericho. — Was den David anbelangt, so war sein Zug ein musikalischer Aufmarsch. Auch Walzer wurden dabei gespielt, weßhalb die Bibel ausdrücklich meldet, der fromme König David habe tüchtig getanzt. — Christus endlich, vor dessen Gelehrsamkeit ich allen Respekt habe, kannte genau die Frogänge; denn er studirte auf einer ägyptischen Universität, wo es sehr gelehrte Professoren gab."

Diese erschöpfenden und geistreichen Erklärungen schlugen jeden weiteren Widerspruch nieder.

„Nur schade," sagte Ferdinand mit aufrichtigem Bedauern, „daß König Max nicht auch mich zum Mitarbeiter dieses gelehrten Werkes „Bavaria" bestimmte. Ich würde dasselbe durch manche Forschungen bereichert, durch manche geistvolle Erklärung vermehrt und schließlich für einen Gelehrten gegolten haben."

Der Präsident vertauschte die Bavaria mit der Guitarre. Er klimperte intonirend, bezeichnete die Nummer des Liedes und jetzt sangen die Frohsinnigen aus jugendlicher Brust so gewaltig, daß es durch Haus und Gasse schallte.

Mit dem vorrückenden Abend wurde das Treiben immer wilder. In jedem Munde glühte Cigarre oder Pfeife, und dicke Wolken schwebten in der Stube. Da tauchte hinter einer Fensterscheibe das bärtige Gesicht des Schmiedhannes auf. Sein grollendes Auge fuhr spähend durch die Stube; der Vater suchte unter den Frohsinnigen den ungehorsamen Sohn. Tabaksdämpfe ließen kaum die zunächst Sitzenden erkennen, und nach kurzem Bedenken trat der breitschulterige Schmied unbemerkt in die Stube, wo er sich neben der Thüre an die Wand stellte.

Ferdinand hatte eben die Aufmerksamkeit der Frohsinnigen durch das Versprechen gefesselt, ein neues schönes Lied zu singen.

„Aufgepaßt," rief er, „jetzt gibt's ein Solo!" — und er begann ein Schmählied auf den Papst.

Der Schmiedhannes lauschte anfänglich mit Erstaunen, dann mit Entrüstung, und endlich flammte wilder Grimm über sein breites Gesicht. Seine Augen begannen zu glühen, wie die Esse der Schmiede, die Stirnadern schwollen an, die gewaltigen Fäuste des stärksten Mannes in der Runde ballten sich.

Ferdinand sang:

„Der Papst lebt herrlich in der Welt,
Es fehlt ihm nicht an Ablaßgeld,
Auch trinkt er täglich seinen Wein,
Ich möchte auch der Papst wohl sein.

Doch nein, er ist ein armer Wicht,
Ein holdes Weib beglückt ihn nicht!"

Weiter kam der Sänger nicht. Der Schmied stürzte hervor, ergriff mit der Linken die Guitarre, mit der Rechten den Sänger und hob Beide empor, — wahrscheinlich in der Absicht, Guitarre und Sänger zum Fenster hinaus zu werfen. Ferdinand zappelte in der eisernen Faust, wie ein Hahn in den Krallen des Adlers, nur mit dem Unterschiede, daß er kläglich um Hilfe rief. Die Frohsinnigen stürzten hinter Tischen hervor, warfen Stühle um, Gläser und Krüge prasselten nieder, und ein ganzer Schwarm hing sich an Beine und Arme des Herkules. Ferdinand wurde mühevoll gerettet. Lange

noch zeigte er auf der Brust vier blaue Male, die Spuren der vier Fingerknöchel des Schmiedhannes. Der Guitarre hingegen war ein schlimmeres Loos beschieden. Ihre Saiten jammerten, schrille Mißtöne begleiteten das heiße Ringen, die Darmseiten ächzten Todesröcheln, das zerbrechliche Gefüge verging in der harten Faust und fiel stückweise zu Boden. Der wüthende Schmied hatte bisher kein Wort gesprochen. Er schüttelte die Jungen von sich, schleuderte sie in verschiedene Ecken, und stieß bei dieser Thätigkeit dumpfe Töne hervor, wie ein Löwe im Kampfe mit Tigerkatzen. Nach Ferdinands Befreiung wichen die Bursche zurück hinter die Tische. Der Schmied stand colossal in Mitte der Stube, grimmige Blicke umher werfend.

„Ihr Lausbuben!“ fing er an. „Was, — ihr wagt's, das Oberhaupt der katholischen Kirche, den Papst, herunter zu machen, wie einen elenden Kerl? Ihr Bengel, ihr singt Spottlieder über den heiligen Vater? Und das thut ihr mitten in einer katholischen Gemeinde? Schwarz und blau hau' ich euch, ihr Grindköpf'! Singt noch einmal so ein Lied — und ihr seid alt genug!“

Diese Worte brachte der rasende Mann stoßweise hervor, die wuchtigen Fäuste ballend und mit Feuerströmen seiner Augen die Geängstigten überschüttend. Alle Geister des Frohsinns waren bestürzt entflohen, die

Muthvollsten wagten keinen Widerspruch. Aber die Frechheit schwieg nicht. Wilhelm, der Sechzehnjährige des alten Mohr, züngelte wider den Herkules.

„Ihr habt kein Recht, uns zu schimpfen," rief er. „Das lassen wir uns nicht gefallen! Euch geht's nichts an, was wir im Wirthshaus singen und treiben."

Plötzlich lag Wilhelm unter dem Tische, — eine Ohrfeige hatte den Kühnen dorthin geschleudert.

„Ich blute, — ich blute!" schrie Wilhelm unter dem Tische. „Ein Protocoll kriegt Ihr! Wartet nur, das Schlagen soll Euch was kosten!"

„Ein Protocoll, — ganz recht!" sprach der Schmied. „Die Welt soll dann erfahren, wie's bei uns hergeht. Was seh' ich da? Größtentheils Buben, die noch nicht trocken sind hinter den Ohren. Und diese Buben nehmen es sich heraus, zu saufen und zu schandiren? Den Papst zu beschimpfen, die Religion zu verspotten? Und das lernt ihr Alles von diesem mannheimer Herrn da? Was ist das für eine Zucht? Laßt's euch gesagt sein: — von heut' an bin ich Polizei in Waldhofen! Gibt's Keinen mehr, der von amtswegen Ordnung hält, dann will ich Ordnung halten."

Der Einbruch des Schmiedhannes in den Kreis der Frohsinnigen bewegte einige Tage alle Zungen des Dorfes. Die Schwarzen fanden die Abstrafung gerechtfertigt, die Rothen schrieen über Gewaltthat und Beschimpf-

ung. Der alte Mohr hatte bereits die Stiefeln angezogen zur gerichtlichen Klage. Ferdinand hintertrieb, aus nahe liegenden Gründen, einen Schritt, der ihn vor der gebildeten Welt in eigenthümlicher Façon mußte erscheinen lassen. Zur Entschädigung für die Ohrfeige schenkte er Wilhelm eine Guitarre. Stephan übernahm es, dem jungen Mohr einige Accorde zur Begleitung verschiedener Lieder einzutrichtern. Und als die nie gehörten Töne im Hause des alten Mohr erklangen, da hoben die Kühe brummend ihre Köpfe, und die Schweine grunzten höchlich verwundert.

Auch Amrich fand Gefallen an Musik. Wilhelm theilte brüderlich seine Kenntnisse im Spiele mit der Schwester. Dafür bekam der alte Mohr öfter versalzene Suppe, Wilhelm klagte über angebrannte Kartoffeln, die Schweine, Amrichs Pflege vertraut, gingen im Gewichte zurück und schrieen in den Ställen erbost über Vernachlässigung. Fräulein Amrich aber schwebte erhaben über den Anforderungen des niederen Hauswesens, sie saß in der Kammer, griff in die Saiten und sang: „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein!“

Ein wesentliches Glied in der Entwickelung „ländlichen Fortschrittes“ bildete Knapper. Da gesetzlich dem Clerus die Leitung der Volksschulen verboten worden, band ihn, den Präsidenten des Ortsschulrathes, die Pflicht, hie und da die Schulen zu visitiren. Heute

erschien er in gleicher Absicht, von Mohr begleitet. Ausgehend von der richtigen Ansicht, die Schulvorstände müßten Achtung und Respekt der Jugend zu erobern trachten, trug Knapper im Munde die dampfende Meerschaumpfeife, welche ortsbekannt fünfzig Gulden kostete. Auch den Hut behielt er im Schulsaale auf dem Kopfe, da er von Napoleon I. gelesen, er habe den Dreispitz sitzen gelassen, während alle Generäle baarköpfig die Majestät umstanden.

„Ihr Kinder," begann er, „ich will heut' mal sehen, was ihr könnt! Das Allerwichtigst' isch die Landwirthschaft; gäb' es nämlich keine Bauern, so müßten alle großen Herren verhungern. Zuerst will ich also sehen, was euch der Herr Schulmeister in der Landwirthschaft gelehrt hat. — Du," — und er rief den ersten Knaben auf, „gib Acht, was ich frag'! In der Mittelgewann drüben hab' ich einen Acker, dort will ich ewigen Klee hinein säen, — merk' wohl: ewigen Klee! Wie muß ich das anfangen?"

Der Knabe begriff, daß es sich um ewigen Klee handle und begann: „Der ewige Klee ist eine Pflanze, welche, — welche" —

„Gib Acht, Jörg!" unterbrach Stephan. „Wir sind jetzt nicht an Botanik! Der Herr Bürgermeister fragt in der Landwirthschaft. Es soll in der Mittelgewann ewiger Klee gesät werden. Was ist dort für Boden?"

Der Knabe, mit einem seltenen Gedächtnisse begabt, suchte in der Vorrathskammer des Auswendiggelernten nach dem „Boden“. Endlich fand er das Wort und begann:

„Es gibt sechserlei Boden, als: Sandboden, Thonboden, Lehmboden, Kalkboden, Mergelboden, Humusboden.“

Der Mechanismus war abgelaufen, der Knabe schwieg.

„Was ist also in der Mittelgewann für Boden?“ half Stephan weiter.

„Lehmboden!“ antwortete Jörg.

„Was, — Dummkopf, — Lehmboden?“ rief geärgert Knapper. „Bist schon hundertmal dort gewesen beim Kartoffelstecken und weißt nit, daß es Sandboden isch? Bist mir ein schöner Landwirth, — o je! Also, — weiter! Ich will ewigen Klee in den Sandboden säen, wie wird's gemacht?“

Hier verließ den Knaben vollständig der Schulunterricht. Er flüchtete zu den Erfahrungen im älterlichen Hause.

„Zuerst wird recht gedüngt, dann tief gepflügt, dann geegt, dann gesät, dann untergeegt.“

„Alles nix, — Alles nix!“ rief Knapper. „Eselskopf, weißt Du nit, daß wir in Sandboden keinen

ewigen Klee säen? Setz' dich, — Du weißt nix! Du," — und er rief den Zweiten. „Ich hab' einen Acker, da war deutscher Klee d'rin. Dann hab' ich hinein geworfen Hafer, dann Waizen, dann Kartoffeln, dann Spelz. War der Acker recht gebaut?"

Der Knabe stand stumm. Stephan wiederholte die Stufenleiter des Anbaues. Immer noch schwieg der Junge. Endlich zerhieb er den Knoten mit einem kräftigen „Ja!"

Knapper dampfte fürchterlich.

„Was, — ja? Nein, — sag' ich, — Du Esel! Ganz verkehrt war der Acker gebaut. — So lernt ihr Landwirthschaft, ihr Schafsköpf'? Nix wißt ihr, gar nix!"

„Um Vergebung, Herr Bürgermeister!" trat Stephan entschuldigend ein. „Ich behandle nur die theoretische Landwirthschaft. Das Praktische lernen die Jungen durch Uebung bei den Eltern."

„So, — was theoretisch, — was praktisch!" widersprach der Visitator. „Landwirthschaft isch Ackerbau, und Ackerbau isch immer praktisch. Lassen Sie das Theoretische nur weg, das taugt gar nix, — isch leeres Stroh gedroschen. — In dem Punkt' geht's also schlecht. Jetzt will ich sehen, wie's im Rechtschreiben steht. Du, — geh' hinaus an die Tafel und schreib', was ich sag'."

Der Knabe stand an der Tafel, die Kreide in der Hand, des Spruches harrend. Der Examinator dampfte

einige Male kräftig, und ein witziger Zug flog über sein Gesicht.

„Schreib'!“ rief er. „Der Lehrer — leert — einen — Bierkrug.“

Der Knabe schrieb den Satz fehlerfrei nach Gesetzen der Orthographie, nicht aber nach der Meinung Knappers.

„Böcke genug!“ rief er. „Das zweite Wort isch schon ein Bock. Jawohl, der erste Bock steckt im „Lehrer“. Such' ihn.“

Vergebens fahndete der Junge nach „dem Bocke“. Stephan, durch den Geist des Satzes schon verletzt, kratzte verlegen hinter den Ohren.

„Die Kreid' her!“ sprach Knapper, strich „Lehrer“ hinweg und schrieb in kräftigen Strichen „Leerer“.

Erstaunt sah die ganze Schule auf die merkwürdige Verbesserung.

„Jetzt weiter!“ befahl der Schulvorstand. „Das dritte Wort isch wieder ein Bock. Wo steckt er?“

Abermals vergebliches Forschen von Seite des Jungen. Knapper strich „leert“ hinweg und schrieb „lehrt“.

Viele Kinder lächelten. Stephan zuckte die Achseln.

„Auch das letzte Wort isch ein Bock! Den letzen Bock wirst Du hoffentlich finden, — Du Esel!“

Allein der Knabe fand ihn nicht, und Knapper griff zur Kreide und schrieb: „Bierghrukk!“

Die Kinder betrachteten Knappers Schöpfung an der Tafel: „Der Leerer lehrt einen Bierghrukk." — Sie sahen, wie Stephan lachte, und jetzt brach das verhaltene Kichern in lautes Gelächter aus. Der Schulvorstand wurde dunkelroth; denn auch er hatte Stephans verächtliches Lächeln bemerkt.

„Was lacht ihr?" schrie er die Schule an. „Wie ich's geschrieben hab', so isch's recht, — wer's euch ander's lehrt, der weiß nix!"

Und die Visitation wurde für Stephan verhängnißvoll.

Der Volksschullehrer trug ein empörtes Gemüth in seine Wohnung hinüber. Dort erzählte er seiner Frau von der Visitation, von Unwissenheit und Rohheit des Examinators.

„Indem er den Satz an die Tafel dictirte, glaubte er, einen guten Witz zu machen, und es war doch nur eine Flegelei!" rief Stephan zum Schlusse. „Der Mensch hat sich bengelhaft vor den Kindern benommen. Pfui, — über so einen Bürgermeister! Zweimal Pfui — über so einen Schulvorstand! Für einen Bürgermeister, vom Gemeindeschreiber am Weisungsstrick des Amtes geführt, wäre dieser Esel noch gut; — aber für einen Schulmann taugt er so wenig, wie ein Gänserich für ein Krautstück."

Diesen heftigen Erguß hatte die Küchenmagd wörtlich vernommen. Sie vertraute die Merkwürdigkeit

ihrer Freundin, welche bei Knapper diente. Nach zwei Tagen erfuhr der Herr Präsident des Ortsschulrathes, daß er, nach Versicherung Stephans, ein Flegel, ein ein Bengel, ein Esel und ein Gänserich sei.

Schnaubend kam der Bürgermeister in den Ochsen. Glücklicherweise fehlte Stephan im Kreise der Herren an jenem Abend. Es wurde ein Auftritt vermieden, wie ihn die Herrenstube selten erlebte. Und als Knapper einige Tage später mit Stephan zusammenkam, da schien die Beleidigung vergessen. Die Rothen tranken gemüthlich zusammen, in vollkommener Harmonie schimpfend über die Schwarzen. Wer jedoch in Knappers Seele hätte lesen können, würde dort tückische Rachsucht gefunden haben, nur der gelegenen Stunde harrend, um fürchterlich gegen den Volksschullehrer loszufahren.

Diese Stunde kam bald.

Die heranwachsende Jugend hatte nämlich die süßen Errungenschaften des sittigenden Fortschrittes rasch begriffen. Die rothen Kinder hörten zu Hause das Schimpfen der Eltern gegen Pfaffen, Aberglauben und religiöse Dummheit. Die rothen Kinder wurden frech, ungezogen, ausgelassen und für die schwarzen Kinder ein gefährlicher Stoff der Ansteckung. Vorzüglich hatten die Sonntagsschüler ein merkwürdiges Verständniß für — „die Befreiung des mündig erklärten Menschengeistes von herabwürdigenden Fesseln der Autorität." Stephans Ansehen

vor den Sonntagsschülern, von denen viele zu den Frohsinnigen gehörten, schrumpfte immer bedenklicher zusammen. Fortwährend lag er im Kampfe mit den Unbotmäßigen, der Ordnung drohte gänzlicher Einsturz. Der Volksschullehrer klagte den Schulräthen.

„Es wäre mir angenehm," sagte er, „wenn Einer der Herren Schulräthe dem Unterrichte beiwohnte, um die Flegelhaftigkeit der Jungen bändigen zu helfen."

„Warum nit gar!" rief Knapper. „Sie sind ja Schulrath und Schulmeister dazu. Ein rechter Schulmeister braucht keinen Beistand."

„Die Rohheiten der jungen Leute datiren noch von der schlechten Erziehung durch die Pfaffen," erklärte Mohr. „Sie müssen mehr auf den Verstand der Jungen und auf ihre Begriffe von Bildung zu wirken suchen."

Da geschah es eines Sonntages, daß Stephan seinen Zöglingen eine Rechnungsaufgabe stellte. Während ein stämmiger Bursch an der Tafel die Lösung versuchte, und die Uebrigen zu gleichen Versuchen auf ihren Schiefertafeln vom Lehrer wiederholt ermahnt wurden, legte Wilhelm Mohr, von den Mächten der neuen Geisteskultur gestachelt, ein Bein über die Schulbank.

„Mohr, das Bein hinunter!" befahl Stephan.

Brummend gehorchte Wilhelm. Sein Brummen wurde immer lauter, nahm eine Melodie an, und wurde von sämmtlichen rothen Jünglingen nachgeahmt.

„Was ist das für ein Gebrumm?“ rief der Lehrer. „Wollt ihr schweigen, ihr Bengel?“

Mohr brummte pianissimo fort.

„Wer brummt noch?“ frug Stephan erzürnt. „Ist das Ordnung, ist das Gesittung? Flegelhaft zu sein, ist keine Kunst. Nur Anstand ziert den gebildeten Menschen. Viele aus euch sind aber weder anständig, noch gebildet. Viele aus euch sind Lümmel, Ungezogene, Flegelhafte. — Wer brummt da wieder? Du — Mohr?“ — und er zauste ihn am Ohrläppchen.

„Das lass' ich mir nicht gefallen!“ schrie er. „Was brauch' ich das? Ich nehm' meine Bücher und geh' heim.“

Stephan trat vor die Mündung der Bank.

„Willst Du niedersitzen, Lausbube?“

„Lausbube ist ein Anderer, — nicht ich,“ schrie Mohr frech.

Stephan antwortete ganz in der Ordnung, nämlich mit einer Ohrfeige. In dem Jungen aber stand der rothe Geist der Mohre grimmig auf.

„Weg da!“ heulte er. „Was glauben Sie? Schlagen lass' ich mich nicht,“ — und er drängte gegen den Zurückhaltenden.

Der Volksschullehrer packte den Unbändigen bei den Schultern und suchte ihn niederzudrücken. Mohr widerstand kräftig. Es entspann sich ein Kampf, von den schwarzen Jungen mit Entsetzen, von den rothen lachend begafft. Plötzlich stieß Mohr dem Lehrer vor die Brust, Stephan taumelte zurück und der Wilde rannte hinaus.

Der Volksschullehrer trat klagend vor den Präsidenten des Ortsschulrathes

„Ich weiß schon Alles," sagte Knapper. „Warum haben Sie ihn geschlagen? Schlagen findet kein Recht. Die Sach' muß vor den Ortsschulrath."

Stephan traute seinen Ohren kaum. Er suchte Schutz gegen Rohheit zügelloser Schüler, und der Präsident machte Miene, den Schuldigen nicht im Angeklagten, sondern im Kläger zu finden.

„Auch ich fordere, Herr Bürgermeister, daß die Sache vor die Ortsschulbehörde gelange. Die Flegelhaftigkeit mancher Jungen wächst täglich mehr. Geht das so fort, dann wird die Sonntagsschule rein unmöglich."

„Das wird sich zeigen! Sie sind auch gleich bei der Hand mit „Flegel, Bengel, Esel, Lümmel, Gänserich!" Das braucht sich Niemand gefallen zu lassen. Sie plaudern immer von „Bildung, Humanität, Aufklärung, Gesittung," — aber der Flegel, der Bengel, der Esel, der Gänserich, — gehören sie auch zu den Gebildeten?"

„Herr Bürgermeister, ich verstehe Sie nicht!“ sagte Stephan in hohem Grade verwundert. „Soll es nicht erlaubt sein, das Betragen mit richtigen Namen zu bezeichnen?“

„So, — mit richtigen Namen?“ rief Knapper zornig. „Bin ich ein Flegel, ein Esel, ein Lümmel, ein Gänserich? Bin ich das?

„Sie, — Herr Bürgermeister? Sie? Mir vergehen die Sinne!“

„Ja — ich! Verstellen Sie sich nur, — Alles weiß ich! Es wird also Ortsschulraths-Sitzung gehalten, dort sollen Sie das Weitere hören.“

Bestürzt eilte Stephan nach Hause, den seltsamen Empfang in verstörtem Gemüthe herumwälzend. Endlich gedachte er seiner Aeußerungen über Knapper nach der Visitation, und er hatte den Schlüssel zum Benehmen des Herrn Präsidenten gefunden.

Auch der alte Mohr besuchte seinen Freund.

„Der Schulmeister isch schon da gewesen,“ erzählte Knapper. „Eine Ortsschulrathssitzung will er. Gut, — er soll eine kriegen.“

„So — so!“ — und Mohrs falsche Augen funkelten. „Der Herr Volksschullehrer verlangt wahrscheinlich, meinem Wilhelm noch eine Ohrfeige extra geben zu dürfen. Guck — guck! Das Joch der Pfaffen hat der Herr Volksschullehrer abgeworfen, will aber dafür

Andere unter das Schulmeisterjoch bringen, — junge Männer sogar mit Ohrfeigen traktiren.“

„Lass’ nur gut sein, Mohr! Wir wollen ihm den Kopf gehörig waschen. Ich bin Vorjemeeschter, — jawohl! Und so lang ich am Ruder bin, müssen die Schulmeister pariren.“

Stephan wurde vor den Ortsschulrath gerufen. Er fand die Herren am grünen Tische, im Saale des Gemeindehauses. Vor dem Greffier lagen Papiere, die Feder zum Protokoll war schon geschnitten. Der Volksschullehrer stand vor seinen Richtern, und es empörte ihm die Seele, daß Knapper ihn nicht einmal sitzen hieß.

„Sie haben eine Sitzung des Schulrathes verlangt,“ begann in gestrenger Amtsmiene der Präsident. „Bringen Sie Ihre Sach’ vor.“

Stephan erzählte umständlich den Auftritt und schloß mit einer ganz vernünftigen Forderung.

„Demzufolge muß ich an den wohllöblichen Ortsschulrath das Ansinnen stellen, einer alle Grenzen überschreitenden Ungefügigkeit der Sonntagsschüler energisch entgegen zu treten. Geschieht dies nicht, dann erkläre ich hiermit die Unmöglichkeit, Unterricht ertheilen zu können.“

„So!“ stieß Knapper hervor. „Nun, es gibt noch mehr Schulmeister, und was Sie nit können, das werden Andere können. Der alte Jester kriegt nie

Streit mit den Mädchen in der Sonntagsschule. Warum nit? Weil er sie behandelt, wie's recht isch. Der alte Jester wirft auch nit um sich mit „Flegel, Esel, Lümmel und Gänserich!" Jawohl, — Sie allein sind schuld an Allem. Wie man in den Wald hinein ruft, so schallt's heraus."

„Ich bin ganz der Ansicht des Herrn Bürgermeisters," sagte Mohr. „Sie allein haben den Spektakel verursacht. So behandelt man keine jungen Männer. Im Schwarzwalde droben, wo die Leute noch dumm und roh sind, ginge so etwas vielleicht an, — nicht aber bei uns gebildeten Pfälzern. Wir verlangen Achtung vor unseren Kindern und schonungsvolle Behandlung. Das wäre schön, dürfte jeder „Hergelaufene" die ersten Söhne des Dorfes beschimpfen und beohrfeigen."

Das Selbstbewußtsein des Volksschullehrers litt furchtbar unter den Streichen einer solchen Behandlung. Verletzter Stolz, die Ungerechtigkeit des Verfahrens gegen ihn und der offenbare Hohn des alten Mohr, entzündeten in Stephans Brust heiße Flammen höchster Erbitterung. Wiederholt züngelten die Flammen über seine Lippen und bedrohten die Vergewaltiger mit einem Feuerregen. Allein Knappers bedeutsamer Hinweis: „Es gibt noch mehr Schulmeister, — was Sie nit können, das werden Andere können," — beschwor jedesmal den Ausbruch des Grimmes. Daher begnügte sich Stephan mit verächtlichem Lächeln und stolzem Schweigen.

„Haben Sie etwas einzuwenden?“ frug Präsident Knapper.

„Nein, meine Herren! Bei Ihrer Auffassung des Sachverhaltes und der Geneigtheit, das Benehmen des Schülers Mohr tadellos zu finden, ist jede Einwendung überflüssig.“

„Ich ertheile Ihnen demnach einen Verweis,“ sagte Knapper, „wegen Beschimpfung und Mißhandlung des Sonntagsschülers Wilhelm Mohr. Geben Sie Acht, daß Aehnliches nit wieder passirt, sonst wird gegen Sie an das Amt berichtet. — Herr Greffier, schreiben Sie das Protocoll.“

Der Verweis wurde in das Protocollbuch eingetragen und von Stephan eigenhändig unterschrieben, daß er den Sonntagsschüler Wilhelm Mohr beschimpft und mißhandelt habe.

Der gemaßregelte Volksschullehrer kehrte in seine Wohnung zurück. Dort brach er in laute Klagen aus, nachdem er sich zuvor von der Abwesenheit der horchenden Magd überzeugt.

„Frau, — man ist himmelschreiend mit mir umgegangen! Die Bengelhaftigkeit eines frechen Buben wurde gestützt von diesem Ortsschulrathe! Nein, — so etwas wäre unter der leitenden Aufsicht der Geistlichkeit nicht möglich gewesen. — Ein Lehrer, dessen wissenschaftliche

Kräfte diese Kaffern gar nicht zu schätzen wissen, — ein Lehrer, der sich mit Eifer seinem hohen Berufe weiht, die zeitgemäße Fortbildung der angehenden Generation zu fördern, — so ein Lehrer wird der Rohheit und Flegelhaftigkeit geopfert! Nichtswürdiges, tölpelhaftes Bauernregiment! Sind das die Errungenschaften der Schulreform? Wird so der hochwichtige Lehrerstand mißhandelt? Wehe uns — tausendmal wehe! Die Pfaffenherrschaft wirkte lähmend auf die freie Thätigkeit des Lehrerstandes, — aber diese Bauernherrschaft wirkt beschimpfend, erniedrigend, die ganze Stellung des Lehrers vernichtend. Müßte ich die Rache der Rothen nicht fürchten, heute noch ginge ich über zu den Schwarzen."

„Das thue ja nicht, Stephan!" rieth klug die Frau. „Du weißt, Knapper gilt Alles beim Amt. Weiß Gott, der Mensch würde uns um's Brod bringen!"

„Darin liegt es eben, — darin liegt es," bestätigte gedrückt der Gatte. „Die Rothen besitzen alle Gewalt, und wir schutzlosen Lehrer sind gebunden dieser Gewalt überliefert."

Und die Lage des Volksschullehrers wurde täglich verzweifelter. Bei jedem Ausgange zur Erholung bellte ihn der ländliche Fortschritt an. Rothe Jungen gingen vorüber ohne Gruß, sogar Spott mußte der Ehrliebende erdulden. Eines Sonntages begegnete ihm ein Trupp Bursche. Sie gingen Arm in Arm und nahmen die

ganze Breite der Gasse ein. Ohne Auflösung der Kette, konnte Stephan unmöglich hindurch. Und die Frohsinnigen zeigten keine Lust, eine Gasse dem Lehrer zu öffnen. Sie lachten ihm roh entgegen, und Wilhelm Mohr rief höhnisch: — „Flegel, Bengel, Gänserich!" Die ganze Bande lachte. Stephan fand klug, umzukehren, von Spottreden der rothen Jünglinge verfolgt.

Aehnliche Vorfälle kehrten wieder. Stephan vergrub sich möglichst zwischen den vier Wänden. Er trank sein Bier allein. In der Schule mußte er unerträgliche Dinge über sich ergehen lassen. Und selbst im Hause peinigte ihn der ländliche Fortschritt. An Sonntagabenden versammelte sich die Auslese seiner Zöglinge vor dem Schulhause. Dort schrieen sie, wie Gänseriche, und brummten gleich wilden Thieren. In der Liedersammlung der Frohsinnigen befanden sich auch Spottlieder auf Schulmeister. Diese mußte Stephan sehr oft hören, selbst nach Mitternacht wurde er durch den brüllenden Chor heimkehrender Frohsinnigen aus dem Schlafe geärgert.

Das Herrchen erfuhr die Mißhandlungen Stephans und nahm sich des Unterdrückten an. In einer Predigt, welche die verderblichen Einflüsse der schlechten Aufklärung auf die Jugend behandelte, strafte er muthvoll und mit zermalmender Wahrheit das Treiben der zügellosen Bursche. Die Predigt war von bedeutender Wirkung, — sogar des Volksschullehrers Beistimmung fand sie.

Nach dem Gottesdienste standen die Schwarzen in dichten Haufen vor der Kirche, und die Haufen vereinigten sich zur Volksversammlung. Lange wurde eifrig gesprochen. Schröter faßte schließlich die Meinungen in einem kräftigen Antrage zusammen.

„Bürger!“ rief er. „Der Hochwürdige hat uns Allen heute wieder aus dem Herzen gesprochen. Die Jugend wird immer frecher, roher, unbändiger. Woher das kommt, wißt ihr Alle. Manche von Jenen, die mit gutem Beispiele vorangehen sollten, geben ein schlechtes Beispiel. Polizei ist gar keine mehr. Wir können das nicht so fortgehen lassen. Unsere Kinder sollen nicht auch verdorben, vom Geiste der Ruchlosigkeit nicht angesteckt werden. Ich stelle den Antrag: Alle Gemeinderäthe, die ja, mit Ausnahme Mohr's, zu den Schwarzen gehören, fordern vom Bürgermeister eine Gemeinderathssitzung. Dort verlangen die Gemeinderäthe Handhabung der Polizei, Einstellung der nächtlichen Ausschweifungen eines Theiles unserer Jugend, Zucht und Ordnung in der Schule. Bürger, verweigert der Bürgermeister dem gerechten und gesetzlichen Verlangen der Gemeinderäthe seine Beistimmung, dann gehen wir weiter. — Ist euch das recht?“

„Jawohl!“ riefen einstimmig die Versammelten.

Und so geschah es. Im Gemeinderathe wurde Knapper mit wuchtigen Vorwürfen überhäuft und ihm das

Versprechen abgerungen, den ländlichen Fortschritt zu dämmen.

„An Allem isch der verfluchte Pfaff schuld,“ klagte Knapper im Herrenstübchen. „Er hat die Gemeind' gegen mich aufgehetzt, — ich geh' an's Amt.“

Für Stephan wurde Frohmanns Bemühen rettend. Die Spottlieder verstummten, in der Schule wurde es erträglich. Sogar die Rückkehr des Gemaßregelten in den Ochsen wurde durch den Makler Levi eingeleitet und glücklich vollzogen.

„Herr Schulmeister,“ sprach Knapper bei Stephans Eintritt in die Herrenstube, „Alles soll vergessen sein! Sie sehen wohl, wir müssen zusammenhalten gegen die Schwarzen.“

Helena.

Der Schmiedhannes hatte seine Entdeckung im Reiche der Frohsinnigen in das alte Haus getragen. Helena saß nähend, als der Schmied in verdammenden Worten die Schmähung gegen den Papst berichtete.

„Weiß Gott, ich hätte im Zorn den mannheimer Geldjungen sammt der Geige zum Fenster hinausgeworfen, wie es Beide verdienten! Aber die Frohsinnigen hängten sich in Klumpen an meine Arme und Beine. Am tapfersten stritt Heinrich Knapper, — der Bursch' hat wirklich Mark in den Knochen, sonst wär's dem Frohsinnspräsidenten schlecht ergangen. Ich mußt' ihn loslassen, aber die Geig' ist hin! Auf ihr wird kein Spottlied mehr geklimpert gegen den Papst. Das sag' ich Ihnen, Herr Schröter, der Blendung verdirbt unsere Jugend, daß es ein Jammer ist! Alle rothen Bursche und Sonntagsschüler gehören dem Teufelsclub an, und viele rechtschaffene Eltern haben Müh', ihre Söhne vom Ochsen wegzubringen, wo das Bier und

die Cigarren nichts kosten. Mein Michel soll auch zweimal dort gewesen sein. Da hab' ich zu ihm gesagt: „Guck, Kerl, die Knochen schlag' ich Dir entzwei, wenn Du noch einmal zu den Frohsinnigen gehst!" Das hat er sich gemerkt und bleibt weg."

„Eine traurige Erscheinung!" versetzte Schröter. „Aus den Volksschulen sucht man die Religion hinauszutreiben, und die heranwachsende Jugend darf ungehindert allen Ausschweifungen fröhnen. Und das nennen sie „Fortschritt," — „Bildung," — „Aufklärung!" Die Polizei, zur Handhabung der öffentlichen Ordnung berufen, schweigt zu dem nächtlichen Treiben, und das ist unverantwortlich."

„O Herrje, — die Polizei!" rief der Schmied verächtlich. „Geht der Bürgermeister im Uebersitzen, im Raisonniren gegen Religion und Geistlichkeit nicht Allen voran? Ist sein Sohn nicht Vicepräsident bei den frohsinnigen Lumpen? Es ist eine Schande für uns, daß eine Handvoll rother Schufte, die beim Amt angesehen sind, in Waldhofen regieren. Wir müssen einmal Ernst machen und ausfegen."

Helena folgte mit Entsetzen der Unterhaltung. Sie vernahm Heinrichs Verurtheilung, und schneidige Stiche durchzuckten ihr liebendes Herz.

Der Landwirth hatte seine Tochter beobachtet, ihr erbleichendes Antlitz gesehen. Seine Vaterpflicht erkannte

die Nothwendigkeit, das inniggeliebte Kind von jeder Berührung mit einem versinkenden jungen Manne zu befreien. Hiezu wurde ihm bald schickliche Veranlassung.

Durch Schröters freundliche Ansprache beim Kirchgange zu Ehren des heiligen Chrysostomus ermuthigt, hatte Heinrich die Besuche im alten Hause wieder aufgenommen. So lange sich die Gesellschaft Frohsinn geräuschlos bildete, und ihr Geist am hellen Tage in Waldhofen nicht umging, durfte er ohne Bedenken vor Helena hintreten. Als jedoch Ferdinands Aussaat in allen Formen des Unkrautes zu wachsen begann, die Spatzen auf die Schwärmer wegen nächtlicher Ruhestörung von den Dächern herabschalten, — als Ferdinand seine glaubensfeindlichen Vorlesungen begonnen, und anstößige Lieder erheiterten, da wurden Heinrichs Besuche immer seltener. Er fühlte sich im Widerspruche mit dem Geiste des alten Hauses, und vor Helena's reinem Wesen stand er beschmutzt. Wiederholt machte er Anstrengungen, Ferdinands Gesellschaft zu meiden. Allein der vornehme Herr zeichnete ihn vor allen Burschen aus. Während die Uebrigen mit der Miene herablassender Gönnerschaft behandelt wurden, gestaltete sich das Benehmen des lustigen Millionärs ihm gegenüber fast zur Freundschaft. Auch fesselten manche Verbindlichkeiten, die sogar ein bedeutendes Darleihen einschlossen, von Ferdinand dem früheren Schulgenossen angeboten, zum Kaufe eines schönen Reit-

sattels und einer doppelläufigen Jagdflinte. Sein Scheiden aus der Gesellschaft würde den Gläubiger beleidigt und schneidigen Spott der Frohsinnigen erweckt haben. Kurz, — er sah kein Entrinnen aus dem Zwange der Verhältnisse. Aber es tröstete ihn der Gedanke, Ferdinand würde bald nach Mannheim zurückkehren, dann wollte er angeflogenen Staub und Schmutz abwaschen und Helena's würdig werden. Diesen Vorsatz erneuert er eben, zum alten Hause emporsteigend, wo ihm Schröter unter dem Eingange begegnete. Der Landwirth, im Begriffe, auf die Felder einen Gang zu machen, trat in den Flur zurück und winkte Heinrich in ein Zimmer.

„Heinrich,“ begann vorwurfsvoll der Gutsbesitzer, „was muß ich von Dir hören? Du bist Mitglied, sogar Vicepräsident einer Gesellschaft, deren Programm vor guter Sitte nicht besteht! Um Dir Beschämung zu ersparen, seien Schilderungen des Geistes Deiner Gesellschaft und klägliche Aeußerungen dieses Geistes übergangen. Aber Deine Verirrung ist höchst beklagenswerth! Sie drängt mich zur Erklärung, daß Deine Besuche in meiner Familie künftig zu unterbleiben haben; denn es kann zwischen Dir und Helena nicht entfernt ein Verhältniß bestehen, das eine eheliche Verbindung hoffen ließe. Meine Tochter ist streng gläubig und religiös erzogen. Von einem Tochtermann muß ich gleiche Gesinnung und sittenreinen Leumund fordern. Nur

gleiche Anschauungen im Höchsten, gleiche sittliche Grundsätze vermögen, ein dauerndes Glück der Ehe zu begründen. Dir selbst wird der große Gegensatz zwischen Helena's Anschauungen und den deinigen nicht entgehen. Deßhalb ersuche ich Dich, ein Glück zu vergessen, das ich dem gediegenen jungen Manne gewährt haben würde."

Der Vicepräsident stand gesenkten Hauptes, unvermögend, in Schröters klare Augen zu sehen. Hätte ihn der Landwirth mit heftigen Vorwürfen angefallen, eine Vertheidigung wäre ihm möglich gewesen. Aber diesem gemessenen, schmerzlich bewegten Tadel gegenüber stand er vollständig wehrlos.

„Gehen wir!" sagte Schröter nach einer langen Pause.

Heinrich folgte, von Scham übergossen und von Schmerz zerrissen. Vor dem Thore vernahm er kaum des Hausherrn Scheidegruß, trat mechanisch in einen Pfad und wandelte mit verwirrten Sinnen, ohne zu wissen, wohin. Zuweilen kam er sich vor, wie ein Mensch, der einen tiefen Fall gethan. Dann meinte er wieder, die Sonne, welche bisher seinem Leben geleuchtet und sein Dasein erwärmt, sei untergegangen, die ganze Zukunft seiner Existenz in Nacht versunken. Jetzt rauschte es ihm zur Seite, wie rasche Tritte über Stoppelfelder, und dies gehörte nicht zum Träumen, sondern zur Wirklichkeit.

„Der reinste Philosoph in Gang und Haltung", rief eine neckende Stimme, und Ferdinand trat eilig vor den Verbannten. „Guten Tag, Herr Heinz! Was schleichen Sie einher, wie ein Trappist, — ein lebendiges Memento mori?"

Allein der Scherz des Apostels der Aufklärung verging vor Heinrichs verstörtem Gesichte.

„Was haben Sie, Freund? Doch nicht unwohl?"

„Eine Herzkrankheit, Ferdinand! Mir ist sehr unwohl," — und er berichtete Schröters Urtheil, nebst Begründung desselben.

„Fatal!" sprach der Freund. „Helena ist ein schönes Mädchen, ihr Anblick reizend, ihre Gestalt ein Muster für jeden Künstler. Leicht wäre meine Behauptung durch eine Kritik, welche in das Detail eingeht, unerschütterlich zu begründen. Doch, — wozu? Sie ist meinem Heinz verloren, und mein Heinz darf sich deßhalb nicht grämen. Ich sage Ihnen, Verehrtester, Helena, obschon reizend, ein Prachtexemplar ländlicher Schönheit, — Helena war nicht für Sie."

„Wie so?" frug Heinrich niedergeschlagen.

„Kommen Sie, — gehen wir nach der Villa und ich will Ihnen das klar machen. — Zuerst eine Cigarre angebrannt, — hier, nehmen Sie! Aechte Havannah,

ohne Schwindel und pfälzer Rippen. Ich sage Ihnen, Theuerster, Neger und Negerinen haben diese Cigarren auf ihren nackten Beinen zusammengedreht, — dafür besitze ich unumstößliche, handgreifliche, sinnlich wahrnehmbare Beweise. Sie werden mich deßhalb niemals ohne Bernsteinspitze rauchen sehen. Riechen Sie doch, — welch' ein Duft! Müssen nicht alle Wohlgerüche des Morgenlandes bescheiden zurücktreten? Abermals ein sinnlich wahrnehmbarer, nämlich ein riechbarer Beweis, für die Heimath dieses herrlichen Krautes. Sogar Labsal für Liebeskranke ist dieser Pflanze Genuß."

Ferdinands Geplauder, mit leichten Sarkasmen vermischt, beschwor theilweise des Verbannten Trübsinn, zwang sogar hie und da ein mattes Lächeln in sein Gesicht. Der Millionär hatte seine Hand in Heinrichs Arm gelegt, redlich bemüht, den Traurigen zu erheitern.

Sie durchschritten die Gänge der Villa und gelangten in Ferdinands Gemächer. Er klingelte.

„Eine Flasche von dem meinigen," befahl er dem eintretenden Diener. Ferdinand saß vor dem Flügel, schlug heitere Gedanken aus den Saiten und sang:

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben."

Und dem Preisliede des Weines folgte dessen Genuß. Die munteren Geister des Rheinstromes, in süße, feurige Flüssigkeit gebannt, überfielen mit einer Tapferkeit, der

schon Cäsar und Drusus erlegen sein sollen, Heinrichs Trübsinn. Vergebens sträubte sich die Melancholie! Sie wurde aus dem Gebiete des Herzens vertrieben, und im Brande der Wangen, im Leuchten der Augen, im Lächeln des Mundes flatterten die Siegesfahnen der rheinischen Weingeister.

„Jetzt Achtung, Freund Heinz! Klar, unbestreitbar, über alle Zweifel erhaben will ich beweisen, daß Helena für Sie ganz und gar nicht taugt. Ihr Vater, der schwarze Häuptling, hat vollkommen recht: — das Glück der Ehe beruht auf gleichen, wenigstens auf ähnlichen Grundsätzen, Anschauungen, Meinungen. Nun aufgepaßt: Helena und Sie! Helena seufzt in den Banden religiöser Beschränktheit, — sie betet Rosenkränze, — geht zur Beichte, — unterwirft sich Abtödtungen, — peinigt ihre Seele durch die lächerlichsten Vorstellungen des Aberglaubens, — kurz, Helena ist eine Sklavin pfäffischen Betruges. Ich habe ihr Wesen studirt und wandte mich ab, verletzt, empört, geärgert, mit Ekel erfüllt. So schön ihr Leib, so häßlich ihr Wesen. Nun denken Sie, — der Vicepräsident der Frohsinnigen, mein aufgeklärter Freund, den ich mit Vorliebe erzogen für Bildung und Freiheit, — mein Heinz sollte mit jener engherzigen Seele verbunden werden für das ganze Leben! Erwägen Sie: — jeden Augenblick müßte die Thorheit Ihrer Frau Sie ärgern. Sie müßten beten, fasten,

beichten, zum Abendmahle gehen, die ganze Kette religiösen Unsinnes durchlaufen. Widerstrebten Sie, dann fielen harte Worte, Streit und Zwietracht würden nicht sterben. Die Augen der schönen Helena, jetzt so glänzend und strahlend, diese Augen würden Feuer speien gegen den gottlosen Mann. Fortwährend loderte eine Hölle in diesen Augen, geschürt durch die schlechte Gesinnung des unchristlichen Gatten. Bald wäre die Jugendliebe verflogen. Helena würde glauben, ein gottgefälliges Werk zu unternehmen, durch die Bekehrung des Verstockten. Tag und Nacht gäbe es keine Ruhe. Entweder müßten Sie in die Sklaverei der Gottesfurcht zurückkehren, oder mit Härte der bekehrungssüchtigen Frau begegnen. Unter allen Umständen wäre das Unglück besiegelt. Darum verzichten, vergessen, entsagen Sie jener verführerischen Tochter des Aberglaubens."

„Sie sprechen vernünftig, — dennoch fällt das Vergessen schwer," versetzte niedergedrückt Heinrich Knapper.

„Bah, — ein kräftiger Wille überwindet Alles! Müssen Sie durchaus eine Frau haben, — es gibt Milliarden. In Mannheim wüßte ich Ihnen aufgeklärte, gebildete, emancipirte Frauenzimmer die Menge. Aber nur langsam, Freund, mit dem Heirathen, — nur langsam! Auch die Ehe ist ein religiöses Joch, von den Pfaffen ersonnen. Die Ehe ist ein Attentat auf unsere Freiheit. Bedenken Sie, was es heißt, für

immer gebunden, auf ewig gekettet sein an dieselbe Frau! Es ist schrecklich!"

„Werden Sie niemals heirathen?"

„Doch, — um der Nachzucht willen! Aber die Ehe soll meine Freiheit nicht begrenzen, einhegen, beschränken, hemmen, beschneiden. Ich werde genießen nach Bedürfniß und Geschmack. Natürlich — dazu bin ich Protestant, kenne weder Fasten- noch Abstinenzgebot. Lächerlich: — wer gab den Pfaffen das Recht, uns zu befehlen, immer dieselbe Fleischsorte zu verspeisen, bis zum Ekel? Ist das nicht ein himmelschreiendes, unvernünftiges Fasten? Ich liebe den Wechsel. Nur Thoren, Blödsinnige und Narren lassen sich einjochen, — gebildete, aufgeklärte Männer lieben die Schranken nicht. Freilich," setzte er kleinlaut hinzu, „Bedürfniß und Drang sind stärker, als die Kraft. Unbegrenzt im Genießen zu schwelgen, ist versagt. Darum bin ich verurtheilt, auf die Wintersaison süßer Berauschungen in Mannheim, hier eine Saison Ernüchterung folgen zu lassen."

Heinrich sah in Ferdinands welkes Gesicht und fürchtete, eine weitere Saison in Mannheim möchte den Herrn dahinraffen.

„Unsere Gesellschaft erwartet eine köstliche Ueberraschung," sprach der Vater der Frohsinnigen. „Mor-

gen gehe ich nach Mannheim und bringe etwas mit. Rathen Sie!“

„Ein Faß Aktienbier?“

„Falsch! — Eine prächtige Kellnerin, ein herrliches Geschöpf. Sie werden sich wundern!“ — und thierisch glänzten die Augen des Gebildeten.

„Das erregt Anstoß,“ sprach Heinrich, den Blick senkend.

„Ganz und gar nicht! Unsere Bedienung ist schlecht. Das habe ich dem Ochsenwirth bewiesen. Er sträubte sich gegen die mannheimer Bedienung, fürchtete Geschrei, üble Nachreden und allerlei dummes Zeug. Auf mein Versprechen, die Kellnerin zu bezahlen, ergab sich der Mann. Sie sehen auch an diesem Falle, Freund Heinz: — Geld regiert die Welt!“

Mißstimmt verließ Heinrich die Villa. Weingenuß und Ferdinands Unterhaltung bändigten nur vorübergehend den herben Schmerz. Als er jetzt den Hügel herabstieg, durchbrachen die angeschwollenen Fluthen alle Dämme. Sein ganzes Lebensglück lag vernichtet in wüsten Trümmern vor ihm. Obschon angelockt von einer Bildung, die keine Verantwortlichkeit zugestand vor Gott und Gewissen, schauerte er doch vor dem Gedanken, das reine gläubigfromme Wesen Helena's zu ersehnen. Es dünkte ihm das ein schrecklicher Betrug,

ein Verbrechen gegen Helena. Hatte ja selbst Ferdinand, der leichtfertige, gewissenlose Freund, die Unmöglichkeit erörtert, die Geliebte zu besitzen. Und was jener unberührt gelassen, das stellte sich abschreckend vor Heinrichs Seele: Die Verworfenheit, ein glaubenseifriges Mädchen unglücklich zu machen durch den unchristlichen, glaubenslosen Gatten.

So stieg er hinab, zernagt von Vorwürfen, im Bewußtsein namenlosen Elendes. Als der Pfad in der Nähe der Gartenmauer Schröters hinzog, hörte er seinen Namen rufen. Helena's Haupt ragte über der Mauer, ihre Hand winkte ihn lebhaft heran. Er folgte dem Winke, nicht eilig und froh, sondern widerstrebend und gebrochen; denn Rechtlichkeit gebot, Helena in seine gottentfremdete Seele blicken zu lassen. Die schreckliche Folge dieses Blickes war ihm klar. Sie mußte sich abwenden von ihm, entsetzt und voll Abscheu, wie von einem Ungeheuer.

Wie er aber vor ihr stand, in das schöne Antlitz sah und die treuen Augen theilnahmsvoll ihm entgegen leuchteten, da überfiel den jungen Mann ein wildes Wehe. Er legte den Arm auf die Mauer, verbarg darin sein Gesicht und heftige Stöße brachen hervor aus seiner Brust. Sie redete liebevoll zu ihm, jedoch ohne günstige Wirkung. Der sanfte Klang ihrer Stimme, die Zartheit ihrer Worte und der kindlich reine Geist der Rede vermehrten nur Heinrichs Fassungslosigkeit. Die Stöße wur-

den heftiger und rascher, den kräftigen Bau erschütternd, wie fällende Axtstreiche eine junge Eiche. Bald lösten sich die Stöße in ein ebenso wildes Weinen auf. Sein Leib wand sich krampfhaft, die Arme fuhren verzweiflungsvoll in der Luft umher, die Kniee wankten, und dann wieder verbarg er, unausgesetzt weinend, das Gesicht in beiden Händen.

Helena betrachtete tief ergriffen das Opfer eines erschreckenden Schmerzes, und sie wußte, daß er um ihretwillen litt. Auch ihr wollten Thränen hervorbrechen, aber sie drückte die überwallende Empfindung kräftig nieder und sah geängstigt umher nach Zeugen von Heinrichs Schwächen. Niemand weilte in der Nähe. Tief herabhängende Aeste schwer tragender Obstbäume schützten gegen neugierige Blicke. Endlich hatte der unbändige Schmerz ausgerast. Helena durfte hoffen, Gehör zu finden.

„Ich weiß Alles, Heinrich!“ sprach sie traut und liebevoll. „Wie Du fort warst, hat mir der Vater Alles erzählt. Du sollst Dich aber deßhalb nicht krümmen, wie ein Wurm. Ich habe Dir ja nicht das Haus verboten, und mein Vater wird Alles vergessen, wenn Du wegbleibst von den Frohsinnigen. An Ferdinand liegt die ganze Schuld. Er hat den Leichtsinn unter die Burschen gebracht in das Dorf, und auch Dich hat er verplaudert. Ich weiß ja, Heinrich, daß Du vor Gott einen schweren Fehltritt nicht begangen hast. Dein Herz

ist rechtschaffen geblieben. Du hast unbedacht gehandelt, aber nicht bösartig, — darum bin ich Dir gut."

Er stand gesenkten Hauptes, hörte seine Rechtfertigung, sah in das reizende Antlitz, fand sich dieser Jungfrau unwürdig, und neuerdings verbarg er beschämt das Angesicht.

Helena erkannte bald, des Vaters Verbot sei nicht einziger Grund von Heinrichs Schmerz. Sie bat um aufrichtige Erklärung.

„Schließe Dein Herz vor mir auf, Heinrich, lass' mich hineinsehen!" bat sie schmeichelnd. „Schenke mir doch Vertrauen, — ich verdiene es ganz gewiß um Dich. Du hast noch eine andere Ursach', weßhalb Du so ganz auseinander bist. Sag' mir's, Heinrich, was es ist!"

„Helena," begann er kämpfend, „ich kann Dich nicht hintergehen, das wäre schlecht, — darum sollst Du Alles erfahren. Du meinst, ich wäre nur leichtsinnig, hätte dagegen bei den Frohsinnigen keinen Schaden gelitten. Das ist leider falsch. Verdorben bin ich, — ganz und gar verdorben! Ich habe Spottreden über das hingenommen, was Dir heilig ist. Ferdinand hat in der Gesellschaft aus Büchern vorgelesen über die Religion und nachgewiesen, daß Alles von den Geistlichen erfunden ist. In einem Geschichtsbuche, das noch dazu ein Prälat geschrieben, hat er mir gezeigt, die Beichte sei von den Päpsten erdacht und der Ablaß, damit sie Geld bekämen

und die Leute am Gängelbande der Bethörung führen könnten. Auch das Abendmahl sei erst im dreizehnten Jahrhundert eingesetzt worden. Auch den Renan hab' ich gelesen, ein Buch, worin Jesus hingestellt ist als bloßer Mensch und seine Religion als Betrug. Und das Alles hat auf mich gewirkt. Ich bin ungläubig, ich bete nimmer, ich kann das nicht für heilig halten, was Dir heilig ist. Ich bin ein Aufgeklärter, Helena, — der weiß, Alles ist Natur, es gibt keinen Gott, jede Religion ist Menschenwerk. Siehst Du, deßhalb ist mein Schmerz grenzenlos; denn ich hab' Dich verloren. Ich könnte mich zwar besser stellen, als ich bin, ich könnte heucheln und Dich hintergehen. Aber das wäre schlecht, und ich wäre der elendeste Mensch, würde ich ein so reines, unschuldiges Mädchen, wie Dich, betrügen. Aber meine Liebe zu Dir kann ich nicht aus dem Herzen herausreißen, — darum bin ich grenzenlos unglücklich für mein Lebtag."

Sie stand mit gefalteten Händen, mit weit offenen Augen, bleich und erstarrt, wie eine Bildsäule.

„Jesus — Maria!" sagte sie tonlos.

„Helena, — sprich, liebst Du mich noch?"

Sie wandte sich ab und mächtig stürzten ihre Thränen hervor.

„Helena, thue mir den Gefallen: schimpfe über mich, verstoße den Aufgeklärten von Dir mit harten Worten.

Siehst Du, ich verdiene die gröbsten Vorwürfe, Dir gegenüber bin ich ein Elender. Sei rücksichtslos, Helena, — verdamme mich, — das wird mich trösten. Wenn Du aber über mich weinst, statt mir zu zürnen, dann treibst Du mich in die helle Verzweiflung hinein."

„Ich zürne Dir nicht, — verstoße Dich nicht, — ich kann es nicht! Beten will ich, — Gott und die heilige Jungfrau anrufen für Dich."

„Das ist Alles umsonst!" sprach er finster. „Gibt es einen Gott und Heilige im Himmel, dann bin ich viel zu elend und ihrer Hilfe unwerth."

„Wenn Du Dich elend und verirrt erkennst, Heinrich, warum wirfst Du die schlechten Grundsätze nicht von Dir?"

„Weil ich es nicht vermag! Kann der Mensch sein Wesen ausziehen, wie ein Kleid? Wenn ich zu Dir sagte: Helena, werde eine Aufgeklärte, verachte Deinen Glauben, werde wie ich, — vermöchtest Du das? Sieh', ebensowenig kann ich meine Gesinnung ändern. Der Glaube ist eine Gnade, heißt's im Katechismus, und ich hab' diese Gnade verloren. Ich kann nicht mehr glauben, mit dem besten Willen nicht."

„Du irrst, — wolle nur recht und bitte Gott um Beistand."

„Da ist schon der Widerspruch!" sagte er. „Dein Vater hat recht: in der Ehe muß Uebereinstimmung

religiöser Grundsätze sein, sonst gibt es jeden Augenblick Streit. Sieh', Helena, lieber will ich elend sein für mein ganzes Leben, als Dich unglücklich machen."

Frau Schröter rief in den Garten nach der säumigen Tochter.

„Ich komme, Mutter! — Heinrich, um Gotteswillen, geh' in Dich!" flehte sie. „Bleib' weg von den Frohsinnigen, — versprich es mir!"

„Das kann ich nicht, — ist auch ganz überflüssig, bin ja schon aufgeklärt!"

„Dann komme wenigstens nächsten Sonntag um fünf Uhr wieder hierher."

„Weißt Du, Helena, jede weitere Zusammenkunft mit Dir, ja Dein bloßer Anblick bohrt die Wunde nur tiefer. Aber ich komme!"

An jenem Tage war Frau Schröter unzufrieden mit der sonst pünktlichen Tochter; denn alle Arbeiten that sie verkehrt. Und als Helena am Schlusse des Tagewerkes ihre Kammer betrat, sank sie auf einen Schemel nieder und weinte bitterlich. Dann lag sie auf den Knieen und rief zum Himmel für den Geliebten.

Und Helena blieb nicht bei heißem Flehen. Anklopfen und Bitten genügten ihrer Liebe nicht, sie wollte sich selbst zum Opfer bringen zur Sühne für den Schuldigen.

Als Heinrich zur bestimmten Zeit an der Gartenmauer Helenen gegenüber trat, entdeckte er in ihrem

Wesen eine Würde, die ihm Ehrfurcht erzwang, und in ihren Zügen ein Lächeln, das ihr reizendes Antlitz verklärte.

„Heinrich," begann sie, „was Du mir gesagt hast von Deinem Unglauben, das hat mich Tag und Nacht gefoltert; denn es kann doch ein größeres Unglück für einen Menschen nicht geben, als seinen heiligen Glauben zu verlieren. Auch hat mir's recht das Herz zerrissen, weil Du gesagt hast, Du könntest beim besten Willen nicht glauben, Du könntest nicht von selbst wieder gut und fromm werden. Da hab' ich viel gebetet und viel geweint, bis mir auf einmal ein Gedanken gekommen ist recht lebendig, wie Du könntest gerettet werden. Du weißt, in der alten Kapelle im Wald' ist ein Gnadenbild von der heiligen Mutter Gottes. Dorthin hab' ich mich neun Freitage für Dich versprochen und gelobt, an neun Freitagen zu fasten und zum heiligen Abendmahl zu gehen. Vorgestern hab' ich eine Generalbeicht abgelegt über mein ganzes Leben, damit an mir gar nichts sei, was Gott mißfällig wäre und der heiligen Jungfrau, wenn ich für Dich bitte. Und weil Du gesagt hast, Ferdinand habe durch schlechte Belehrungen den Glauben Dir geraubt, und in einem Buche von Renan hättest Du Deinen Glauben an die Gottheit Christi verloren, darum hab' ich das Herrchen gebeten, er möchte mir ein Buch geben, worin die Glaubenslehren so dargestellt sind, daß ich's begreifen kann. Da hat mir nun der Hochwürdige ein gar schönes Buch geliehen. Es heißt:

„Populäres Lehrbuch der Religion, von Joseph Deharbe.“ Darin will ich in Freistunden lesen, damit ich stark genug werde, die falschen Ansichten zu überwinden, welche Ferdinand Dir beigebracht hat.“

Er stand tief bewegt. Die innige Theilnahme eines so reizenden Wesens griff überwältigend in die Seele des jungen Mannes.

„Helena,“ sprach er hingerissen, „Du stehst vor mir, wie ein Engel so rein und schön! Ich bin's nicht werth, was Du für mich thust. Sieh', in den Boden möcht' ich sinken und vergehen, wenn ich bedenke, was ich verloren hab'.“

Und wieder schüttelten heftige Stöße seinen Leib, und sie fürchtete, das wilde Weinen möchte abermals losbrechen.

„Jetzt hab' ich noch eine Bitte, Heinrich: — Gehe heute nicht zu den Frohsinnigen!“

Und ihm war unmöglich, die Bitte zu versagen.

„Dir zu Lieb' will ich heute wegbleiben,“ sagte er.

„Nächsten Sonntag um fünf Uhr kommst Du wieder, bringst auch den Renan mit, damit ich sehe, was der Mensch einzuwenden hat gegen unsern Heiland.“

Sie grüßte liebevoll und trat in das Haus zurück. Er stand noch lange, das Auge unverwandt nach dem Punkte hingerichtet, wo er sie zuletzt gesehen.

Vergebens harrten die Frohsinnigen des Vicepräsidenten. Er kam nicht, die flotte mannheimer Kellnerin zu bewundern.

Therese war ein kräftiges Mädchen von neunzehn Jahren, üppig, sinnlich reizend, für leichtsinnige, christlicher Zucht entlaufene Burschen verführerisch. Ihrer Person Reiz und fesselnde Eindrücke zu erobern, verfiel sie auf einen Kunstgriff jener Maler, die in Ermangelung schöpferischer Kraft und Gedankengröße, das nackte Fleisch in Dienst genommen: — Theresens runde Arme waren entblößt fast bis zu den Schultern hinauf, um den weißen Hals trug sie kein Tüchlein, und das Kleid war bis zum Erschrecken tief ausgeschnitten. Und wie fleischfarbene, kunstlose Machwerke geistesarmer Maler nur vor einem frivolen Publikum bestehen, den Kunstfreund hingegen anekeln, so bestand Theresens freche Tracht nur vor zuchtlosen Frohsinnigen, — jeden Verehrer edler Weiblichkeit mußte sie verletzen und ärgern. Und der Tracht entsprach das Wesen der Kellnerin. Ihre Blicke waren lüstern und herausfordernd, ihre Reden zweideutig, Benehmen und Lachen ermuthigend. Schon am ersten Abend wußte sie Bevorzugten, zu denen Wilhelm Mohr gehörte, allerlei in die Ohren zu flüstern.

Ferdinand sah die Eindrücke seiner Berufenen auf die Burschen und rieb zufrieden die Hände. Dem jungen Herrn schmeichelte ganz außerordentlich der Einfall, das gepredigte Evangelium der Bildung und des Fleisches

in Werken fruchtbar zu machen. Ein gewisser dämonischer Instinkt hatte ihm gesagt, moderner Gesittung und gereiftem Unglauben werde erst Halt und Festigkeit durch thatsächliche Verläugnung religiöser Wahrheiten. Lagen die Herzen der Frohsinnigen gefangen in Ketten des Lasters, dann durfte er bleibende Erfolge seiner aufklärerischen Bemühungen hoffen.

„Ha, — ha, — die Kerle sind alle schon Feuer und Flammen!“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Stroh, — Stroh, — nichts als Stroh, welches Theresens Gluth in Brand stecken wird! — Aber wo bleibt Heinrich? Zur Heilung seines idealen Empfindens, seiner dummschwärmerischen Liebe, wäre Theresens Natürlichkeit die beste Arznei. Verdammt, daß er nicht kommt!“

Er griff nach dem Hute und eilte fort.

Heinrich hatte die angewiesene Arbeit im elterlichen Hause verrichtet, war thätig gewesen um stattliche Rosse, und dann in den Garten getreten, wo er gedankenvoll unter Weinreben saß, bis völlige Dunkelheit hereingebrochen. Und da er jetzt über den Hof schritt, vernahm er im Hausflur lebhafte Stimmen. Dort stand Frau Knapper, ein schönes Weib, das Ebenbild ihres Sohnes, ein Licht in der Hand, und vor ihr Ferdinand.

„Es thut mir sehr leid, Frau Bürgermeister, daß Ihr Sohn uns heute Abend die Ehre seiner Gegenwart versagt. Ah, — da ist er ja! Verehrter Freund, ich

komme, Sie abzuholen, weil Ihre Abwesenheit in der Gesellschaft eine unausfüllbare Leere gelassen."

„Heute ist es mir nicht möglich!"

„Nicht möglich?" rief Ferdinand überrascht. „Warum denn?"

Der Gefragte sah verlegen nieder und dann auf seine Mutter.

„Ah, — ein mütterliches Verbot!" rief Ferdinand, sich verbeugend. „Nun, Frau Bürgermeister, seien Sie nicht grausam! Gestatten Sie Heinrich nur eine ganz kurze Erholung."

„Weil Herr Blendung extra heraufgekommen ist, magst Du eine Stunde gehen, Heinrich. Aber um neun Uhr bist Du wieder da, — keine Minute länger."

„Um Vergebung, Frau Bürgermeister, — Sie üben strenge Zucht," sprach lächelnd der Millionär.

„Strenge Zucht wäre auch für Andere gut," versetzte unverweilt Frau Knapper. „Wo Zucht und Ordnung fehlen, muß die Haushaltung Noth leiden und auch die Seele."

Vergebens hatte Heinrich nach passenden Gründen zur Weigerung gesucht, und jetzt folgte er, wie ein Opfer, dem Sittenverderber nach dem Ochsen.

Brummend war Frau Knapper in die Stube getreten, wo der Bürgermeister im Dunkeln gesessen. Kurz vorher war nämlich ein heftiges Donnerwetter am ehe=

lichen Himmel vorübergezogen, das Knappers haushälterischen Leichtsinn gräßlich verhagelte. Und der Gewaltige des Dorfes, aufbrausend gegen jeden Widerspruch, übermüthig und hochfahrend im Amte, ertrug mit Ergebung im eignen Hause die Herrschaft seiner schönen Frau.

„Das kann nicht so fortgehen, Knapper — ich sag' Dir's noch einmal! Das Wirthshausgehock wird unerträglich. Du bleibst sitzen bis zwölf — ein Uhr Nachts, kommst betrunken heim, raisonnirst und schimpfst, wie ein Besessener. Meinst Du, wir kämen vorwärts durch dieses Lumpenleben? Zurück kommen wir, — zurück! Die Aernte ist schlecht ausgefallen, die Haushaltung kostet täglich, das Gesinde will seinen Lohn, die Aecker, welche Du gesteigert hast, wollen bezahlt sein. Du aber wirfst das Geld halbe Nächte hindurch zum Fenster hinaus. Pfui Teufel!"

„Ich kann mich doch nit ganz zurückziehen, Greth!" wagte Knapper demüthig zu erwiedern.

„Davon ist keine Rede, Mann! Du kannst Deinen Schoppen täglich trinken, Du hast ihn im Keller. An Sonntagen kannst Du in's Wirthshaus gehen am Abend, aber vor zehn Uhr bist Du daheim und zwar bei gutem Verstand. An Werktagen leid' ich das Wirthshaussitzen gar nicht mehr. Fast sieht's aus, ihr Rothen wär't im Wirthshaus daheim; denn immer hockt ihr dort. Eben ist der verdorbene, nichtsnutzige Ferdinand dagewesen, dem die Schwindsucht aus beiden Augen heraussieht, und

hat Heinrich mitgenommen in die neue Gesellschaft. Es ist schrecklich! Soll aus meinem Kind' auch so ein verdorbener, ausschweifender Mensch werden? Und weißt Du, was uns für ein Unglück, für eine Schande begegnet ist?“ rief sie mit erhöhter Stimme. „Der Schröterfritz hat unserm Heinrich das Haus verboten. Himmelschreiend ist's! Schröters Lene ist das schönste, das reichste, das brävste Mädchen weit und breit. Lang' schon hab' ich mich gefreut auf die Partie. Und jetzt, — jetzt will Schröter sein Kind einem ausschweifenden Menschen nimmer geben.“

„Unser Heinrich kriegt überall eine Frau,“ sagte Knapper. „Mir selber isch's recht, daß es so gekommen isch; denn Schröter isch ein Schwarzer, mein ärgster Feind.“

Diese Worte trieben helle Zornesflammen über Margrethens Gesicht. Beide Hände in die Hüften stemmend, stand sie grimmig vor dem Kleinen im Lehnsessel.

„Was plauderst Du da? — Weißt Du was? Schröter ist ein ganz tüchtiger, ein ganz braver Mann! Er ist kein Wirthshaushocker, kein Religionsspötter, kein Heide, kein rother Hecker. Wärst Du nur wie Schröter, — auf den Knieen wollt' ich Gott d'rum danken. Und wenn er Dir Feind ist wegen der Schule, so hat er ganz recht. Christlich sollen die Kinder gezogen werden, das ist auch meine Meinung, — aber nicht jüdisch oder kniesisch, wie ihr's vorhabt. Was Du im Schulstreit schon verschuldet hast, Mann, das kannst Du am jüngsten Tag' nicht verantworten.“

„Ich bin Vorjemeeschter und muß thun, wie's die Regierung befiehlt.“

„So, — die Regierung? Wenn die Regierung nichtsnutzig ist, wenn die Regierung unsern Herrgott aus den Schulen vertreiben will, mußt Du der Handlanger so einer Regierung sein? Wenn Du gestorben bist, Mann, und im Jenseits zur Verantwortung gezogen wirst für Dein Leben, — werden der Großherzog und seine Minister Deine Richter sein? Nein; — aber Gott wird Dein Richter sein, Gott, dessen Priester und Lehren die Freimaurer aus den Schulen hinaustreiben wollen. Darum schäme Dich, so etwas zu sagen! Und wenn Du bankerott wirst, vor Gott und den Menschen mit dem Bürgermeisteramt, wird die Regierung Dir helfen? Gewiß nicht! Hilf Dir selber, Mann! Sei gescheidt, sei endlich einmal vernünftig und schicke der Regierung das miserable Bürgermeisteramt zurück. Wir brauchen's nicht, das Bürgermeisteramt, es bringt uns nur Schaden und Feindschaft, aber kein Termin wird damit bezahlt.“

An jenem Abend blieb Knappers Platz im Herrenstübchen leer.

Ferdinand hatte die Kellnerin dem Vicepräsidenten vorgestellt. Heinrich betrachtete verwundert die unanständig Entblößte, sah die Lüsternheit verkörpert vor sich stehen, und der junge Mann erröthete. Therese aber schenkte ihm ganz besondere Aufmerksamkeit. Stand sie unbeschäftigt am Schenktische, so ruhte ihr Auge ganz

eigenthümlich auf dem Jüngling. Trug sie gefüllte Gläser den Burschen zu, benützten diese ihre unmittelbare Nähe zu plumpen Huldigungen, so entwand sich die Berufene jeder Anzüglichkeit und sah huldvoll auf Heinrich. Dieser bemerkte bald Theresens verdächtige Koketterie, dachte an Helena und fand die Kellnerin überaus frech und eckelerregend im Lichte der reinen Schönheit Helena's.

„Wie gefällt Ihnen unsere Kellnerin?" frug Ferdinand den stillen Nachbar.

„Mir gefällt nur Eine!" erwiederte Heinrich. „Stellen Sie Helena, die unschuldige, engelgleiche Jungfrau, neben diese Fleischmasse, und Sie haben eine duftende Lilie einem giftigen Nachtschatten gegenüber gestellt."

„Hu, — das riecht nach Idealismus!" spöttelte Ferdinand. „Sie Schwärmer! Ich sage Ihnen, unsere Therese ist für das Leben, — die Betschwester Helena für das Kloster."

Als die Kellnerin vor Heinrich ein schäumendes Glas stellte, setzte sie sich neben ihn auf Ferdinands leeren Stuhl. Er wandte ihr den Rücken und blies dicke Tabakswolken nach der entgegengesetzten Seite. Kein Räuspern und Hüsteln in verschiedenen Tonarten weckte den Vicepräsidenten aus verstockter Gleichgültigkeit. Ferdinand kehrte zurück. Therese erhob sich. Heinrich fühlte am linken Ohr heißen Athem und vernahm das Geflüster: „Es ist schmerzlich, vom Schönsten sich verschmäht zu sehen."

Der junge Mann fuhr auf, schoß zornige Blicke nach der Verwegenen, saß beleidigt und verließ vor Ablauf der zugestandenen Frist die Gesellschaft. —

Helena hatte sich für neun Freitage den Nachmittag zur freien Verfügung erbeten.

„Was willst Du mit den neun halben Tagen anfangen?" frug der Vater.

„Ich habe ein Gelübde nach der Kapelle."

„Ein Gelübde, mein Kind? Darf ich wissen, zu welchem Zweck?"

Die Jungfrau sah verschämt nieder. Dann hob sie das schöne Auge, welches in Thränen schwamm, zum Vater auf und sagte: „Es ist für Heinrich! Die liebe Mutter Gottes will ich recht inständig bitten, ihn zu retten."

„Lobenswerth, meine Tochter! Vergiß aber nicht, Helena, daß der Allmächtige selbst einen Menschen nicht retten kann, wenn der frei geschaffene Mensch seine Zustimmung versagt."

Dennoch wurde die Wallfahrt mit froher Zuversicht angetreten. Sie hatte am Morgen gebeichtet, den heiligen Leib empfangen, gefastet bis zum Mittage, nur Weniges genossen, und dann das Kleid geschürzt zum frommen Gange. Den Rosenkranz betend, schritt sie anfänglich durch Weinberge, mit süßen Trauben belastet, dann über Felder mit dunkelgrünem Tabak und rauschendem Welschkorn. Sie blickte immer vor sich hin auf den Pfad, versenkt in die Geheimnisse des Rosenkranzes.

Auf dem höchsten Punkte des Hügels, der eine weite Umsicht darbot, lehnte Heinrich am Stamme eines Baumes. Dort stand er seit einer Stunde, immer das alte Haus im Auge. Als jetzt Helena unter dem Thorbogen hervortrat, da beschlich ihn tiefe Wehmuth, und je rüstiger die Wallfahrerin voranschritt, desto stärker wurde das weiche Empfinden. That sie doch jeden Schritt für ihn, den Verirrten, — sie, deren Schönheit und Reinheit in seinem Urtheile unbegrenzt waren. Sie unterwarf sich um seinetwillen strengem Fasten, überwand neunmal den zweistündigen Weg zur Gnadenkapelle und rief für ihn zu Gott und seinen Heiligen. Das ergriff! Er bekannte sich der gebrachten Opfer unwürdig, schwer seufzend über den Abgrund gewonnener Bildung, der ihn schied von Helena. Unverwandt folgte sein Auge der Wallenden, bis sie hinter fernen Bäumen verschwand.

Die Tochter des Landwirthes stieg eine jähe Wand hinab. Jetzt stand sie am Saume eines Waldes, der ein tiefes Thal schmückte. Dämmerung lag unter dem dichten Geäst. Der plötzliche Uebergang von lichter Tageshelle in todesstille Räume, wo Tag und Dunkel um den Sieg stritten, fiel wie eine Störung in die Andacht der Wallfahrerin. Bald aber begünstigte Waldeseinsamkeit die Schwungkraft des Geistes, und die ernsten stillen Eichen stimmten zuweilen rauschend ein in das Lob des Schöpfers. Die Thalsohle wurde immer enger, zuletzt bildete der Pfad eine schwer gangbare

Wasserrinne. Zu beiden Seiten stiegen die Wände fast senkrecht empor, verwettertes Gestein trotzte zerrissen zwischen Laubwerk, um Felsenhäupter kletterten nackte Föhrenwurzeln, und vor Helenens Füßen lagen jeden Augenblick mächtige Steine, von Gewitterfluthen abgerissen und in die Rinne gewälzt. Mühsam schritt sie vorwärts. Da weitete sich plötzlich das Thal in einen Kessel. Die altersgraue Kapelle lag vor ihr, unter schützenden Aesten einiger Rieseneichen. Und als sie vor dem Gnadenbilde das Knie bog und die Hände flehend erhob, da packten ihr Schauer des Glaubens Leib und Seele.

Die Gnadenkapelle war einfach und sehr alt. Ueber dem Altare stand mit dem Jesuskinde ein Liebfrauenbild, das sich aus dem Mittelalter herübergerettet. Der mittelalterliche Ursprung des Standbildes bürgt für dessen künstlerische Vollendung; denn im Mittelalter war bekanntlich die Kunst ebenso volksthümlich und heimisch, wie in der Zeit der Mechanismen und gereifter Geistescultur die Geschmacklosigkeit volksthümlich zu werden droht. Die Sage weiß von dem Gnadenbilde gar Vieles zu erzählen. Wäre auch das Meiste Dichtung, der lebendige Kern bliebe immerhin: wunderbare Hilfe für gläubige Seelen durch die Fürbitte unserer lieben Frau. Votivtafeln hängen an den Wänden, manche sehr alt, verblichen, in kaum lesbarer Schrift die gewordene Hilfe erzählend. Auch Krücken fehlen nicht, die Noth=

behelfe geheilter Lahmen. Vorzüglich sind blaue Bänder vertreten, die Geschenke hilfesuchender Mütter für ihre Kleinen, die am blauen Husten litten.

Die eigentliche Kapelle ist durch ein eisernes Gitter abgeschlossen. Weiterhin dehnt sich eine überdachte Vorhalle, die auf zwei mächtigen Steinsäulen ruht.

Helena kniete auf der Steinbank vor dem Gitter. Dort betete sie lange, wie nur Glaube, Hoffnung und Liebe beten können. Dann warf sie ein Silberstück in den Opferstock und kehrte heim, immer betend, wie es Wallfahrern ziemt.

Am folgenden Sonntage stand Heinrich lange vor bestimmter Stunde unter den Bäumen an der Gartenmauer. In der Hand hielt er ein kleines Buch mit dem Titel: „Das Leben Jesu, für das Volk erzählt, von Ernst Renan.“

Endlich kam Helena.

„Ich muß Dir abbitten,“ begann er traurig. „Mein Versprechen hab' ich gebrochen, bin zu den Frohsinnigen gegangen, weil Ferdinand herauf kam und mich abholte.“

„Das hättest Du mir nicht thun sollen, Heinrich! Bleibe dafür heute weg vom Ochsen.“

„Verlange kein Versprechen, Helena! Thun will ich, was ich kann. Hast Du aber mein Wort und ich halte es nicht, dann werd' ich immer weniger. Und weißt

Du, je geringer ich von mir denken muß, desto höher und weiter wirst Du von mir hinauf gerückt."

„Wie Du willst," sprach sie ergeben. „Ist das der Renan? Da ist er gar abgemalt, — ein häßliches Gesicht! Uebersetzt aus dem Französischen, — Gottlob, es ist doch kein Deutscher gewesen, der so gotteslästerlich über Jesus geschrieben hat! Aber ich kann nicht begreifen, weßhalb deutsche Fürsten und Regierungen dulden, daß so ein schlechtes Buch gedruckt und verbreitet wird. Was soll man davon denken? Glauben die großen Herren wohl auch nicht mehr, daß Christus ist der Sohn Gottes?"

„Bei Manchen scheint's so," antwortete er gleichgültig. „Du bist für mich in der Gnadenkapelle gewesen, — ich danke Dir!"

„Und im Deharbe hab' ich fleißig studirt," sprach sie lächelnd. „Wie klar in dem Buch Alles geschrieben steht über Gott, über Himmel und Hölle, über Christus und die ganze Offenbarung. Wenn es Leute gibt, die an einen Gott nicht glauben, so ist das recht närrisch und dumm. Es muß ja einen Gott geben, weil es eine Welt gibt; denn Menschen können doch Sonne, Mond, Sterne, Naturgesetze und die ganze Welt nicht gemacht haben. Mithin existirt ein allmächtiges Wesen."

„Die Aufgeklärten sagen, das sei Alles zufällig entstanden," entgegnete er.

„Zufällig? Das ist noch die allergrößt' Narrheit,“ rief sie lebhaft. „Verrückte Leute könnten sagen: ein Haus, ein Bild, eine Uhr seien zufällig entstanden, — nicht aber kann das ein denkender, vernünftiger Mensch sagen. Und was ist ein Haus, ein Bild, eine Uhr gegen das ganze Weltall mit seinen Millionen Gesetzen! Im Deharbe heißt's: Zufällig könne wohl ein Schwein mit seinem Rüssel ein „A“ oder „B“ in den Sand wühlen, — aber ein ganzes gelehrtes Buch könne ein Schwein mit seinem Rüssel zufällig nimmer fertig bringen. Was sei aber das gelehrteste Buch gegen das große Buch der Welt, in dem so tiefe Gedanken, so gewaltige Gesetze enthalten seien, — Gesetze, die sogar die Himmelskörper so regelmäßig bewegen, wie eine Uhr, die immer recht geht,“ — und tapfer trat sie ein für die Existenz des Herrn.

„Der Deharbe gefällt mir,“ sagte er. „Ich möchte darin lesen, — Dir wäre eine Mühe erspart; denn Du thust ja Alles nur für mich.“

„Wie Du willst! Aber den Renan gibst Du mir. Ich möchte doch sehen, wie es dieser abscheuliche Kerl anfängt, um gegen unsern Heiland zu raisonniren. — Noch etwas, Heinrich! Im Deharbe steht auch, kein Heiliger habe jemals Gott geläugnet, das hätten immer nur Lasterhafte gethan, und zwar deßhalb, weil sie Gottes Gerechtigkeit fürchten müssen. Um sich einen

Trost zu machen, läugnen sie Gott und die ewige Vergeltung. Darum bitt' ich Dich, Heinrich, begehe keine schwere Sünde, weil Du sonst auch einen Vortheil dabei haben könntest, Gott zu läugnen."

„Das will ich Dir versprechen, mein Schutzengel!" — und er reichte seine Hand über die Mauer, hielt Helena's Rechte fest und drückte sie an seine Lippen.

Am folgenden Sonntage erschien der junge Mann in tiefster Niedergeschlagenheit.

„Bist Du krank, Heinrich?" frug sie besorgt.

„Nein, — aber, — weißt Du, wenn man dem Teufel nur den kleinen Finger gibt, kriegt er Einen bald ganz und gar. Der Ferdinand ist mein Teufel; denn er ist d'rauf aus, mich zu Grund' zu richten, — mich und Alle im Frohsinn."

Und da er Helena's Augen forschend auf sich ruhen sah, blickte er nieder und fuhr mit einem Schlüssel, den er in der Hand hielt, verlegen auf der Mauerplatte herum.

„Ich weiß nicht, was Du sagen willst, Heinrich!"

„Hast Du nichts gehört, Helena? Gar nichts?"

„Gar nichts! — Um Gotteswillen, — Du wirst ja roth und bleich! Red', was ist vorgefallen?"

„Was vorgefallen ist, Helena, das kann ich Dir gar nicht sagen, so abscheulich ist es. Mich betrifft's zwar

nicht, — aber es betrifft Einige von den Frohsinnigen. Das sind schlechte Kerle, hundsföttische, elende Schweine. Und diese Schweine soll ich hüten, den ganzen Winter hindurch, — so will es Ferdinand. Er kehrt bald nach Mannheim zurück, und ich soll Präsident sein im Frohsinn, bis er wieder kommt im Frühjahr."

„Das thust Du nicht, — rund aus nicht," sprach sie entschieden.

„Ich denke wie Du! Aber dem Ferdinand bin ich hundertfünfzig Gulden schuldig. Er hat mich in der Hand und macht in schmählichster Weise Gebrauch von meiner Abhängigkeit. Ich glaube, das Geld hat er mir nur aufgeschwätzt, um mich unter die Klauen zu kriegen. Sein Vater ist geradeso ein Spitzbube. Mehrere Bürger sind hier, inwendig schwarz, äußerlich aber roth, weil der Blendung Hypotheken auf sie hat. Haus und Hof will er ihnen versteigern, wenn sie abfallen von den Rothen. Siehst Du, so machen diese reichen Schurken aus armen Leuten — Sklaven. Und ich bin Ferdinands Sklave; denn ich kann das Geld jetzt nicht zurückzahlen. Den Frohsinn halte ich aber doch nicht, — nein, gewiß nicht, — so wahr ein Gott im Himmel ist," rief er heftig.

Helena lächelte entzückt über den Schwur.

„Sei nur ganz ruhig, Lieber! Du sollst aus der Sklaverei des reichen Prassers erlöst werden, und müßte

ich betteln gehen, um Dich loszukaufen. — Nun, wie gefällt Dir Deharbe?"

„Sehr gut! Die ganze Woche hab' ich bis nach Mitternacht darin gelesen. Ein herrliches, gelehrtes und doch leicht verständliches Buch! Wie merkwürdig: alle Einwürfe und Lügen Ferdinands gegen Glauben und Religion kennt das Buch, widerlegt sie, löst sie auf in Dunst und Nebel. — Weißt Du aber, Helena, was mir der beste Beweis ist für die Wahrhaftigkeit der Offenbarung und für die Heiligkeit der Religion? Die Schlechtigkeit der Ungläubigen und die Lüderlichkeit der Ungläubigen. Himmel, — was dies für Menschen sind!" rief er heftig. „Helena, schrecklich ist's, was ich von Frohsinnigen gehört hab'! Und an Allem ist Ferdinand schuld. Er hat die Burschen aufgeklärt und durch Aufklärung schlecht gemacht. Ein Mensch, der noch einen Funken Religion hat, könnte so tief nicht sinken. Daraus muß jeder Vernünftige schließen, daß die Aufklärung schlecht ist; denn sie erzeugt Schlechtigkeiten. Die Religion kann aber nicht schlecht und dumm sein; denn sie verbietet alle Schlechtigkeiten. Und gäbe es auch wirklich keinen Gott, keinen Himmel, keine ewige Vergeltung, — dennoch dürfte man nicht aufgeklärt sein, weil diese Aufklärung den Menschen an Leib und Seele vergiftet und hinrichtet."

Die Jungfrau blickte dankend zum Himmel.

„Du bist also wieder ein Christ, Heinrich?"

„Freilich bin ich ein Christ, und zwar ein recht fester; denn ich hab' einen schrecklichen Zorn gegen die Aufgeklärten. Du brauchst nimmer für mich zu wallfahren, — es ist überflüssig. Im Grunde war ich doch kein rechter Ungläubiger. Es war nur so angeflogen. Ich Esel hab' gemeint, Unglauben gehöre zur Bildung, weil der vornehme Ferdinand, der Millionär, so großmäulich die Aufklärung predigte und so gelehrt die Religion als Unsinn darstellte. Aber nun sehe ich, was hinter dieser Bildung steckt! Ei — ei — ei, das wird in Waldhofen einen Spektakel geben, wenn die Bildung der Frohsinnigen herauskommt!"

„Was ist denn eigentlich vorgefallen?"

„Ich kann Dir's nicht sagen. Frage keinen Menschen darnach. Es ist gar zu abscheulich. Deine Reinheit müßte sich schämen, so lange Du lebst. Lenchen, versprich mir, daß Du Niemand frägst, was die Frohsinnigen gethan haben!"

„Das will ich Dir gern versprechen, Heinrich! An allen Frohsinnigen ist mir ohnehin nichts gelegen, seitdem Du nicht mehr zu ihnen gehörst. — Im Renan hab' ich gelesen. Ein ekelhaftes Buch! Recht verlogenes, gotteslästerliches Zeug steht darin. Ich begreife nicht, wie man so etwas drucken kann! Die Worte sind zwar recht hübsch gesetzt, Alles geleckt und säuberlich aufgeputzt,

— sieht man's aber genau an, ist's nur Lug und Trug. Dieser Renan gibt sich die größte Müh', Jesus zu einem bloßen Menschen zu machen. Dabei verbindet er sich die Augen, daß er die Gottheit des Herrn nicht sieht. Wir wissen aus dem Katechismus, wie Jesus zu den ungläubigen Juden sagte: „Wenn ihr meinen Worten nicht glauben wollt, dann glaubt wenigstens meinen Werken!" Die Wunderwerke Jesu waren doch gewiß Zeugnisse für seine Gottheit; denn bloße Menschen können so etwas nicht thun. Und was fängt dieser elende Renan mit den Wundern Jesu an? Die größten sieht er nicht, und die kleinen sucht er natürlich zu erklären. Der Renan erzählt, Jesus habe Besessene geheilt, und das seien Narren gewesen. Auch Taube, Fallsüchtige und Nervenkranke habe er geheilt durch sanfte Worte. Wie dumm das ist! Könnte man durch sanfte Worte Kranke heilen, unsere Aerzte würden es gewiß thun. Und hat nicht Jesus Blinde geheilt durch ein bloßes Wort? Hat er nicht dem Sturm und dem Meere geboten, und beide gehorchten ihm augenblicklich? Hat er nicht Todte aufgeweckt, so daß selbst die ärgsten Feinde Jesu bekannten: er wirkt viele und große Wunder, alles Volk wird an ihn glauben? Und dieser Renan, der ein Buch schreibt über den Heiland, weiß nichts von Allem. Das ist doch recht elend und erbärmlich, recht verlogen, heimtückisch und schlecht! Man sieht's ja ganz klar: Der Renan geht nur d'rauf aus, die Leute zu verderben. Eine Schande

ist's aber, daß es Leute gibt, die so offenbar verlogenes, dummes Zeug für gescheidt halten, und die nicht sehen, wie frech es der Renan anstellt, das Klarste zu verdrehen, das Heiligste zu verspotten. — Was fangen wir an mit dem Buche?"

Heinrich zerriß es in mehrere Stücke.

„Die Trümmer," sagte er, „magst Du unter den Kessel stecken, und den wirklichen Renan meinetwegen in den Kessel hinein, wenn Du ihn erwischen kannst."

Heinrichs erklärte Sinnesänderung bewog Helena nicht, das mühevolle Gelübde zu unterbrechen. Jeden Freitag kniete sie vor dem Gnadenbilde der Hochgebenedeiten, dankend für die Rettung des Geliebten. Als sie am neunten Freitage vom alten Hause wegging, thürmte sich schwarzes Gewölk um die fernen Höhen des Schwarzwaldes. Stunden lang hingen dort die Wolken träge an den Bergen. Dann wurden sie lebendig, sie rückten vor nach der Rheinebene, feuerspeiend und donnernd.

Heinrich hatte gesehen, wie Helena durch die Felder schritt, dem lauernden Wetter entgegen.

„Nicht einmal einen Regenschirm hat sie mitgenommen," sagte er. „Bis es losbricht, ist sie freilich in der Kapelle, — aber zurück? Und das wird ein arges Wetter!"

Die Jungfrau hatte in schwüler Hitze das Ziel ihrer Wallfahrt erreicht. Die Eichen standen ermattet um die Kapelle, die welken Blätter dürsteten. Da fuhr der erste Donner über das Thal. Es wurde trüber und trüber, völlige Nacht drohte hereinzubrechen. Die Baumkronen, eben noch schweigsam und leblos, regten sich, der Wald begann zu sprechen. Einzelne Windstöße jagten einher, die Vorboten eines gewaltigen Sturmes, der jetzt durch die Eichen brauste. Blitze zerrissen fast ohne Unterbrechung die Dämmerung des Waldes, Donner krachten, Wasserströme rauschten nieder. Helena, ein muthiges Mädchen und keineswegs nervös erregt bei Donnerschlägen und heftigen Launen des Wetters, das sie im freien Felde öfters zu bestehen hatte, zuckte doch zusammen bei dem Rasen der Elemente. Sie wußte sich indessen unter dem Schutze der Mutter des Herrn, war gegen Nässe geborgen und vollzog beharrlich die Lösung ihrer Aufgabe.

Beim Losbruche des Wetters stürmte Heinrich den Pfad herauf, sprang unter Blitz und Donner in die Vorhalle, stand dort eine Weile ausschnaufend, und kniete endlich, von Helena unbeachtet, auf den Platten nieder. Und die hohe Frau des Mittelalters lächelte sanft und milde hernieder vom Altare. Sie sah den knieenden Jüngling, der sich aus schmutzigen Kreisen des Frohsinnes losgerissen und in die einsame Waldkapelle geflüchtet. Sie sah Helena und pries Gott, daß Rein=

heit nicht ausgestorben auf Erden, obschon Lucifer mächtig geworden durch reichen Absatz verlockender Aepfel, welche den Leib vergiften und die Seele tödten. Und jetzt breitete sie ihren weltberühmten Mantel zärtlicher Liebe und mütterlichen Schutzes, den alte Meister in Farbe und Gestaltung so trefflich zu preisen verstanden, über den knieenden Jüngling und die Jungfrau. Helena mochte das leise Wehen dieses Mantels empfunden haben; denn ihre Augen hoben sich strahlend und dankend zum Gnadenbilde.

Die letzte Bitte war vorgetragen, der letzte Dank gesprochen. Helena erhob sich. Da schrack sie zusammen: — vor ihr kniete Heinrich, gesenkten Hauptes, die Hände gefaltet.

„Heinrich, — bist Du's wirklich?"

„Ich bin es," antwortete er aufstehend. „Sei mir nicht böse! Ich sah das Wetter heranziehen, wußte Dich allein im Walde, und es trieb mich fort. Sieh' nur, was das für ein Wetter ist! Wenn es so fort macht bis in die Nacht hinein, wie wolltest Du heimkommen?"

„Ich danke Dir, Heinrich! Es ist gut, daß Du hier bist. Die heilige Mutter Gottes wird es gewiß freuen, weil Du gebetet hast in ihrer Kapelle. Und da kommt mir ein recht hübscher Gedanke! Betrachte dieses Bild, — viele hundert Jahre ist es alt, — viele Wunder

sind da geschehen. Willst Du mir vor Gott und diesem Gnadenbilde versprechen, Deinen heiligen Glauben treu zu bewahren, — nicht mehr zu der abscheulichen Aufklärung zurückzukehren, — beharrlich zu sein in Deinem guten Vorsatz? Willst Du das, Heinrich?" frug sie mit erregter Stimme. „Kannst Du es nicht versprechen, dann thue es nicht; denn es wäre frevelhaft und schwere Strafen müßten über Dich kommen. Kannst Du es aber versprechen, Heinrich, dann wäre ich so glücklich, wie in meinem Leben noch niemals!"

„Ich kann es," antwortete er fest. „Vor Gott und allen Heiligen entsage ich dem Unglauben für immer und ewig! Vor Gott und allen Heiligen gelobe ich, ein braver Christ zu werden!"

Helena stand leuchtend. Sie ergriff Heinrichs Hand, hielt sie fest und Thränen füllten ihr schönes Auge. Jenseits der Hügelkette rollte der Donner. Die Sonne brach durch dünne Wolken, über der Kapelle wölbte sich ein prachtvoller Regenbogen, und von den Bäumen ringsum fielen blitzende Diamanten und glühende Rubinen. Herein in die Kapelle schossen blendende Lichtstrahlen und mitten im Strahlenglanze standen vor der heiligen Jungfrau der Gerettete und seine Fürbitterin.

Helena trat vor das Gitter und rang nach Fassung gegen überwallende Empfindungen ihrer jugendlichen Seele. Heinrich stand ihr zur Seite und sah aus feuchten Augen das bescheidene Heiligthum.

Sie gingen. Voraus der junge Mann, von überhängenden Aesten die Nässe abschlagend, damit sie nicht Helena übergieße. Bald aber warf sich ein bedenkliches Hinderniß in den Weg. Die Wasserrinne hatten Fluthen in ein wildes Bächlein verwandelt, das schäumend über die Steine hinwegschoß. Helena spähte nach Auswegen. Zu beiden Seiten ungangbare Wände, trotzig abweisende Felsen. Die Verlegenheit war unbestreitbar und groß die Noth. Sie standen vor dem Bächlein und schauten es an. Der Wildling des Waldes aber, eben erst aus den Wolken zur Erde herabgefallen, schoß muthwillig sprudelnd vorüber, mit Eichenzweigen und Waldblumen geschmückt. Und gerade vor Helena's Füße hin warf er ein Röslein; sie hob es auf und trocknete das nasse Kind des Forstes.

„Der Bach wächst immer noch!" begann Heinrich. „Es gilt einen raschen Entschluß, oder wir müssen stehen bis tief in die Nacht, — zum großen Schrecken Deiner Eltern."

„Und ich weiß keinen Rath," sagte sie. „Könnten wir vielleicht am Schlusse des Thales emporklimmen?"

„Dort ist es noch steiler und felsiger," antwortete er. „Ist es Dir recht, so trage ich Dich durch das Wasser. Es sind nur hundert Schritte, dann führt ein bequemer Pfad oberhalb des Baches hin."

Sie blickte fast erschreckt zu ihm auf. Und er stand achtungsvoll und ernst.

„Das Tragen gefällt mir nicht, Heinrich!"

„Warum nicht? Ich trage Dich, wie man ein Kind trägt. Gefahr ist nicht dabei. Du bleibst im Trockenen und meinen Füßen schadet die Abkühlung nicht."

Sie stand erglühend und schweigend.

„Hier setze Dich auf meinen Arm! Denke einige Minuten, ich sei Dein Vater," sprach er, die sehnige Rechte ausstreckend.

Sie ließ es geschehen, und er hob sie kräftig empor, stieg in die Rinne und wandelte vorsichtig zwischen den Steinen. Sie hatte den Arm um seinen Nacken geschlungen und hielt sich fest. Das Bächlein rauschte vergnügt, schlug lustige Wirbel und tanzte vor dem barmherzigen Samaritan her. Sie aber saß in Sorgen und mahnte jeden Augenblick: „Gib nur acht, daß Du nicht fällst!" Und er fiel nicht, trug leicht die theure Last und stellte sie auf den Rand des beginnenden Pfades.

„Du bist naß, bis über die Kniee," sprach sie theilnahmsvoll. „Jetzt rasch vorwärts, damit Du Dich nicht erkältest."

Sie eilten durch den Wald. Als die Felder oegannen, schied er von ihr und kehrte auf Umwegen nach dem Dorfe zurück.

Am folgenden Sonntage trat Helena froh und leuchtend zu dem Harrenden an der Mauer.

„Du hast neulich geklagt wegen Deiner Schuld an Ferdinand. Du sollst nicht länger von dem verdorbenen

Stadtmenschen abhängen, hier sind die hundertfünfzig Gulden," — und sie legte ein volles Säckchen auf die Mauerplatte. „Trage ihm das Geld sogleich hinauf und erkläre, daß Du zum Frohsinn nimmer gehörst."

„Helena, — das kann ich nicht annehmen!" sprach er entschieden. „Du hast mich gerettet aus arger Verblendung, — und jetzt willst Du mich loskaufen aus der Sklaverei des Reichen? Das ist zu viel!"

Sei doch gescheidt! Nimm es, ich gebe von Herzen gern."

„Daran ist kein Zweifel, — aber —"

„Aber Du bist zu stolz, mein Geschenk anzunehmen," ergänzte sie.

„Dir gegenüber fehlt jeder Grund zum Stolz. Aber hundertfünfzig Gulden ist viel, und Dein Vater weiß nichts davon."

„Es ist aus der Sparkasse. Darüber kann ich ohne die Eltern verfügen."

„Deine Sparkasse mag ich nicht plündern. Schämen müßt' ich mich vor mir selbst."

„Heinrich," begann sie nach kurzer Pause, „soll nicht das Meinige einmal Dein, und das Deinige einmal mein sein?" — und ein voller Blick der Liebe ruhte auf ihm. Dann senkte sie das Auge und stand von Scham übergossen. Ihn aber überfiel ein so mächtiger

Andrang, daß nur die feste Mauer einen Kniefall oder ähnliche Ausbrüche jugendlicher Ueberschwänglichkeit dämmen konnte. Und weil der Seelensturm jeden Ausweg versperrt sah, auf seinem Rechte aber hartnäckig bestand, darum klopfte der Umstürmte heftig mit dem Schlüssel auf die Platte und zu den Schlägen rollten Thränen aus seinen Augen.

„Mach' doch nicht so viele Umstände, Heinrich! Trag' die Hundertfünfzig sogleich hinauf, damit Du frei wirst," drängte sie.

Er griff nach dem Säckchen, nickte verlegen und dankend mit dem Haupte und verschwand.

In demselben Augenblicke trat Schröter in den Garten, sah verwundert seine Tochter an der Mauer und durch die Baumkronen eine davon eilende Gestalt.

„Wer ist da bei Dir gewesen, Helena?"

„Heinrich war's, Vater!"

„So? Welchen Zweck sollte die Zusammenkunft haben?"

„Er ist umgewandt, Vater! Er geht nicht mehr zu den Frohsinnigen und hat Alles versprochen."

„Versprochen!" wiederholte kalt der Landwirth. „Versprechen und Halten ist Zweierlei."

Die scharfe Kälte der Worte zog ihr das Herz zusammen und Thränen stürzten über ihre Wangen.

„Nicht zu viel Gefühl, Helena, das ist läppisch! Bewahre Dir ein reines Herz und klare Augen. Eine

Mauer soll immerhin sein zwischen Dir und Heinrich, bis er Proben der Besserung abgelegt. Ich habe ihm das Haus verboten, dabei bleibt es und mein Wille ist, daß sich Dein Verhalten hiernach richte."

Er wandte sich ab und schritt durch den Garten.

Heinrich eilte durch die Prunkgemächer der Villa. Vor kurzer Zeit noch war ihm schmeichelhaft, in dieser Eleganz sich vertraulich bewegen zu dürfen. Seine Eitelkeit reizte das Bewußtsein, von dem Sohne dieses stolzen Hauses freundlich empfangen zu werden. Dies hatte sich überraschend geändert. Er hatte in das innere Leben des Reichen hineingesehen und der Glanz erschien werthlos und nichtig. Er kannte die Leerheit, den Mißmuth, den Ekel eines vom Sinnengenuß übersättigten Lebens, und er sah geringschätzend über den hohlen Prunk hinweg.

„Ah, — kommen Sie endlich!" rief Ferdinand entgegen. „Am letzten Sonntage erschienen Sie wieder nicht in der Gesellschaft, — die ganze Woche sah ich Sie mit keinem Auge, — was soll das heißen?"

„Bin verhindert gewesen, und komme jetzt, um Ihnen zu sagen," —

„Daß Sie das Präsidium übernehmen," unterbrach ihn Ferdinand. „Recht so, mein theurer Heinz! In vierzehn Tagen kehre ich nach Mannheim zurück, die Landluft-Saison ist abgelaufen, und Sie werden meine

Schöpfung weiter führen. Eine ganze Bibliothek tüchtiger Bücher lasse ich Ihnen zurück, denen Sie Stoff in Fülle entnehmen können zur weiteren Ausbildung unserer Frohsinnigen. Besonders empfehle ich Ihnen die Gartenlaube. Sie versteht es meisterhaft, dem Aberglauben zu Leibe zu gehen und der Gesittung Bahn zu brechen. Kehre ich bis Frühjahr zurück, dann hoffe ich, Bildung und vernünftiges Menschenthum wesentlich gefördert zu sehen."

„Ich kann Ihr Stellvertreter nicht sein, Herr Blendung, und erkläre Ihnen hiermit förmlich meinen Austritt aus der Gesellschaft."

„Was?" rief Ferdinand, zwei Schritte zurückweichend. „Träume ich? Sind Sie bei gesunden Sinnen?"

„Vollständig! Mir selbst bin ich die weitere Erklärung schuldig, daß mein Austritt aus Ihrer Gesellschaft mit einer Rückkehr zum religiösen Glauben verbunden ist. Ich beklage die vergeudete Zeit der Verirrung, die mir innere Ruhe und Frohsinn nicht gebracht. Jetzt sehen Sie einen Ultramontanen, das heißt, einen überzeugungsvollen Katholiken vor sich. Damit Sie an diesem Charakter nicht zweifeln, diene Ihnen zur ferneren Kenntniß, daß ich entschlossen bin, durch eine Generalbeichte den angeflogenen Schmutz abzuwaschen, und durch eine Communion mit Gott mich zu vereinigen."

Ueber Ferdinands Gesicht legte sich ein häßliches Lachen.

„Das hat die Betschwester fertig gebracht," stieß er hämisch hervor.

„Nicht sie allein," versetzte Heinrich. „Das Meiste zur Ernüchterung trug die Wahrnehmung bei, welche traurigen Folgen die Aufklärung bringt. Die Verwüstung ist groß unter den jungen Leuten. Die ausgestreute Bildung hat Schreckliches angerichtet. Mir sagt gesunder Menschenverstand, ein Baum müsse schlecht sein, der solche Früchte trägt."

„Ganz biblisch, — dasselbe hat der Rabbi von Nazareth gesagt," höhnte der Gebildete. „Aber, mein Herr, Sie haben Ihre Verbindlichkeiten gegen mich total vergessen! Bevor Sie aus dem Kreise meiner Bekanntschaft heraustreten, muß ich die Ausgleichung Ihrer Schuld verlangen. Thun Sie das nicht, dann bestehe ich auf der Forderung, das Präsidium des Frohsinnes zu übernehmen. Sie selbst werden das Recht des Gläubigers nicht bestreiten wollen, seinem Schuldner Bedingungen zu stellen."

„Welchen Sinn könnte dieses Präsidium noch haben, nachdem ich Ihnen den Wechsel meiner Ueberzeugung erklärt?"

„Einen sehr gesunden Sinn! Die heitere Sphäre des Frohsinnes könnte ja die finsteren Geister des Aberglaubens wieder austreiben."

„Und Sie wollten diesen Mißbrauch von meiner Abhängigkeit machen?"

„In Geldsachen hört das Gefühl auf," warf der Millionär stolz entgegen. „Entweder zahlen, oder nach meiner Pfeife tanzen!"

„Da Ihre Pfeife häßliche Weisen und Höllentänze bläst, ziehe ich das Zahlen vor," sagte Heinrich, den Geldsack auf den Tisch stellend. „Zählen Sie gefälligst!"

Ferdinand umkreiste wüthend den Tisch. Dann schüttete er den Inhalt aus. Neue glänzende Gulden und Thalerstücke rollten auf die Marmorplatte. Während Blendung gewandt und fingerfertig das Silber ordnete und zählte, sah Heinrich die neuen Stücke aus der Sparkasse und eine tiefe Wehmuth drängte alle anderen Gefühle zurück.

„Einhundert fünfzig drei Gulden!" hörte er Blendung sagen. „Ganz richtig! Die drei Gulden acceptire ich für die Zinsen, da Sie offenbar Verbindlichkeiten gegen den Neuheiden stolz verschmähen."

„Uebermuth liegt gänzlich fern," sagte Heinrich gelassen. „Für alle bewiesene Freundlichkeit meinen Dank!"

„Schon gut, — wir sind fertig!" unterbrach Ferdinand. „Zwischen mir und Ihnen gibt es weiter kein Verhältniß, als jenes der Todtfeindschaft. Verlassen Sie augenblicklich dieses Haus, — ultramontaner Sklave verächtlicher Geisteknechtschaft!"

Heinrich sah überrascht in das verzerrte Gesicht des Wüthenden, warf noch einen scheidenden Blick auf die glänzende Sparkasse und ging.

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.

Neben der opfermuthigen Tochter des Landwirthes hatte Heinrich noch eine Vertraute des Herzens, — seine Mutter. Am folgenden Morgen, da es gerade eine Pause gab in häuslichen Geschäften, winkte er sie aus der großen Wohnstube in eine Seitenkammer. Dort saß der Sohn zu den Füßen der Mutter, von Helenens neuer Liebesthat berichtend, und von seinem Bruche mit Ferdinand. Der Eindruck des Ganzen auf die Hörerin war günstig.

„Das ist ein Mädchen, — in Gold gehört sie eingefaßt!" lobte Frau Margareth. „Wenn ich nur wüßt', was ich der Lene Liebes thun könnte!"

„Vor Allem müssen wir sorgen, daß sie die hundert drei und fünfzig Gulden so bald als möglich zurück erhält," sagte Heinrich. „Und lauter neue Stücke müssen es sein. Ich fahre nach Carlsruhe an die Münze und wechsele dort ein."

„Wir haben eine kleine Summe beisammen," sagte Frau Margareth. „Aber ohne Wissen Deines Vaters mag ich daran nicht rühren, — und dann ist das Geld für einen Ackertermin bestimmt. — Könntest Du nur die Lene kriegen! Auf zehn Meilen gibt es keine bessere Partie. Aber es ist wenig Hoffnung; ich kenne ihren Vater. Durch den verdammten Schulstreit bekam er von uns eine böse Meinung, und er wird seine Tochter nur einem braven jungen Mann geben aus einem christlichen Haus. Ich kenne den Fritz!"

„Ich nehme keine andere, als Helena," sprach er fest. „Gelingt es nicht, ihren Vater von meiner Besserung zu überzeugen, dann bleibe ich ledig."

„Hättest Du Deiner Mutter gefolgt, Alles stünde anders," sagte sie vorwurfsvoll. „Der junge Blendung, der reiche Taugenichts, dieses Halbmondgesicht, verführte Dich, — geradeso wie der lüderliche Mohr Deinen Vater verführt."

Heinrich senkte zerknirscht das Haupt, die Mutter saß bekümmert. Plötzlich fuhr sie auf. In der Wohnstube klang die verhaßte Stimme des alten Mohr.

Dieser aufgeklärte Mann war in heftiger Erregung hereingekommen und auf den Bürgermeister losgerannt, der am Tische saß und rechnete.

„Knapper, — das muß ein Ende nehmen mit der Kellnerin," rief er, wild gestikulirend. „Daheim liegt mein Jüngster krank — sehr krank. Er stöhnt und ächzt unter schrecklichen Schmerzen. Ich fürcht' das Schlimmste. An Allem ist die Theres schuld, die verfluchte Kellnerin der Frohsinnigen; denn wegen der Theres bleiben die Jungen zu lange hocken im Wirthshaus' und verderben sich. Schaff' also die Theres fort aus dem Dorf' oder es gibt ein Unglück."

Margareth vernahm die ganze Ansprache, und stand, neugierig über den weiteren Verlauf, unter der Kammerthüre.

Der Bürgermeister sah von der Rechnung auf, nicht ganz klar über den Sinn der Forderung.

„Was willst Du denn eigentlich, Mohr? Dein Jüngster isch krank, — daran isch die Kellnerin schuld, — und ich soll die Kellnerin fortschaffen? Isch's nit so?"

„Freilich, — natürlich! Heute noch lass' sie ausbieten, heute noch."

„So, — also, — ich soll die Kellnerin ausbieten, schon recht! Aber zum Ersten: der junge Blendung hat die Kellnerin gedungen. Zum Zweiten: die Blendung sind allmächtig beim Amt, sogar in Carlsruhe. Zum Dritten: biet' ich die Kellnerin aus, dann krieg' ich Händel mit dem Blendung, — und das mag ich nit. Zum Vierten! Du hast keinen Grund angegeben, und ohne Grund läßt sich nix machen. Ich bin zwar Vorjemeeschter,

aber doch kein Advokat, das heißt: ich kann Gesetze und Verordnungen nit so drehen, bis sie für Dich passen."

„Einen Grund soll ich angeben? Ist das kein Grund, wenn mein Wilhelm hingerichtet worden?"

„Was? Sie hat Deinen Wilhelm hingerichtet?" rief aufspringend der Bürgermeister. „Sogleich wird sie arretirt! Sind Zeugen da? Wo hat sie ihn todt geschlagen, oder todt gestochen?"

„Sei doch gescheidt, Knapper!" rief Mohr mit einer Seitenbewegung, die ihm Margarethens Gegenwart offenbarte. „Guten Morgen, Frau Bürgermeister! Wir haben da schlimme Geschichten."

„Ich höre es," entgegnete sie eisig kalt.

„Nun also vorwärts!" drängte Knapper amtseifrig. „Wie hat sie ihn umgebracht?"

„Sie hat ihn gar nicht umgebracht, sondern krank gemacht."

„Ah — so! Was plauderst Du demnach für Zeug, Mohr? Sie wird ihm saures Bier eingezapft haben: deßhalb kann ich sie wahrhaftig nit ausbieten. Da müssen die Bierbrauer herhalten."

Mohr lachte häßlich.

„Hörst Du nicht, Knapper: — die Kellnerin hat meinen Sohn verdorben; denn sie ist die Ursach', daß

mein Wilhelm allzu lang' hocken bleibt im Ochsen und über die Schnur haut. Darum verlange ich die Ausweisung dieser Person."

„Daran kann ich mich nit halten," versetzte der Bürgermeister. „Angeben mußt Du, wie sie Deinen Sohn verdorben hat, — auf welche Art, — in welcher Gestalt, — durch welche Mittel. Das Gericht isch genau, immer will's eine Handhab'. Darum liegt immer auf dem Gerichtstisch das Beil, das Messer, der Stock, die Axt, das Ding, wodurch Jemand isch verdorben worden. Und das Mittel, das Ding, wodurch Dein Wilhelm isch verdorben worden, müssen wir haben."

„Nun, — das Mittel ist die Verführungskunst."

„Gut! Jetzt die Gestalt, die Art des Verderbens, — gib an!"

„Kann ich das? Bin ich ein Doctor?" rief Mohr. „Wahrscheinlich hat sie ihn vergiftet durch böse Getränke, durch Hexensaft aus des Teufels Küche. Das wird der Doctor dem Gericht schon erklären."

„Gut, — dann geh' zum Doctor!" entschied Knapper. „Gibt mir's der Doctor schriftlich, daß die Kellnerin Deinen Sohn vergiftet hat: — dann muß sie zum Dorf hinaus. Die Blendung sollen mir nit auf den Hals, — ich stecke mich hinter den Doctor."

„Das sind die Folgen!“ hob Frau Margareth strafend an. „Hättet Ihr Euren Sohn besser gehütet, das Unglück wäre nicht vorgekommen. Hättet Ihr ihn christlich erzogen, er wäre kein so verdorbener Bube.“

‚Christlich, — christlich!“ wiederholte spöttisch der alte Mohr. „Darüber sind wir hinaus. Um einen Menschen gut zu erziehen, braucht man das Christenthum nicht. Bildung, Humanität, Aufklärung thun's weit besser, als das Christenthum.“

„Das ist nicht wahr!“ warf sie entschieden ein. „Der junge Blendung ist gewiß ein aufgeklärter, gebildeter Mann, — und doch hat er die Person in's Dorf gebracht, von der Ihr sagt, „daß sie Euren Sohn hingerichtet habe.“ Ist aber Jemand ein Christ, und verdient er diesen ehrenvollen Namen, dann wird er nicht schlecht, er hält die Gebote Gottes. Verstanden, Mohr?“

„Mit Ihnen mag ich nicht streiten, Sie gehören zu den Frommen.“

„Ich bin allerdings ein christliches Weib und stolz auf meinen Glauben,“ versetzte sie ernst. „Eben darum ist mir's leid, daß mein Mann mit Leuten umgeht, die nichts auf ihren Glauben halten, die nach der Bildung leben, — und wie? So, daß es eine Schande ist. Und weil ihr gegen die Religion gotteslästerliche Reden führt, Mohr, weil Ihr Eure Kinder nicht nach der

Religion, sondern nach der Bildung erzieht, darum ist es jetzt so, wie es ist."

„Sie sollten mir das nicht vorrücken!" sprach Mohr finster. „Jeder hat seine Ueberzeugung, — dabei sollte man ihn lassen."

„Dabei soll man ihn lassen, — recht! Handelt Ihr darnach, Mohr? Nein! Ihr predigt in den Wirthshäusern gegen die Religion, Ihr sucht Anderen die religiöse Ueberzeugung zu rauben. Das ist niederträchtig! Und dabei bleibt Ihr nicht stehen, — Ihr sucht den letzten guten Funken in den Herzen Eurer Kinder zu ersticken. Wenn Ihr Euren Kindern immer vorleiert: es gibt keinen Gott, keinen Himmel, keine Unsterblichkeit, wenn Ihr das Gewäsch immer wiederholt, — müssen am Ende Eure Kinder nicht glauben, es sei wirklich so, wie ihr gescheidter Vater sagt? Und wenn dann Eure Kinder so leben, als ob es weder Gott, noch Himmel und Hölle gäbe, — ist es zum Verwundern? Ganz recht geschieht Euch! Da seht, wie weit man kommt ohne Religion!"

„Ich bin eigentlich nicht zu Ihnen gekommen, um mir die Leviten lesen zu lassen, sondern zu Ihrem Manne."

„Die Leviten sind Euch ganz gesund, Mohr! Längst hab' ich darnach getrachtet, Euch einmal offenherzig die Wahrheit zu sagen," — und sie trat in die Kammer zurück.

„Weibergeschwätz!“ murmelte Mohr in den Bart. „Wie ist's also, Knapper?“

„Wie gesagt, — bring's schriftlich vom Doctor, und die Kellnerin wird arretirt!“

Mohr trug den Bescheid nach Hause. Als er in den Hof trat, blieb er fest gewurzelt stehen. Weit geöffnet gähnten ihm die Schweinställe entgegen, deren Insassen alle ausgezogen waren und sich wühlend durch den Garten trieben. Die Hungrigen hatten nämlich vergebens der Fütterung geharrt; denn Amrich spielte auf den Saiten und sang dazu. Auch die Borstigen begannen ihre Lieder, anfänglich grunzend, dann Crescendo, bis zu ohrenzerreißendem Fortissimo. Sie hatten mit den Rüsseln die Thüren befühlt, geschoben, gerüttelt, bis die Pforten sich aufgethan. Jetzt stürzten sie heißhungrig in den Garten, brachen gefräßig in Endivien und Krautstände, zogen tiefe Furchen, zerbissen die schönsten Köpfe und warfen Alles zu einem Chaos durcheinander.

Mohr sah die Verheerung und stand starr. Dann griff er nach einem Pfahl und trieb die Schweine zurück in die Ställe, ohne einen Fluch auszustoßen, — ganz gegen seine Gewohnheit. Aber im Gesichte des Menschen lag eine stille verzehrende Wuth. Er schritt nach der Wohnstube. Er ging auf die musicirende Amrich los und gab ihr eine schallende Ohrfeige. Das fortgeschrittene Mädchen

wollte aufheulen. Ein Blick in das Gesicht des Wüthenden machte sie verstummen. Dieser hob die Guitarre hoch empor und schlug sie auf den Boden, daß die Stücke ringsum prasselten.

„Das hat ein End'," sagte er mit hohler Stimme. „Miserabeles Guitarrenmensch, geh' in den Garten und sieh', was die Säue angerichtet haben!"

Er verließ die Wohnstube und betrat die Kammer, wo sein Aeltester an den Blattern gestorben. Dort lag Wilhelm, klagend und stöhnend im Bette. Das Gesicht des Jungen war abgemagert und häßlich entstellt von den Wirkungen seines ausschweifenden Lebens.

„Wilhelm, kannst Du zum Doctor gehen in die Stadt?"

„Das kann ich noch! Warum soll ich aber zum Doctor? Ist's gefährlich?"

„Das nicht, — aber der Bürgermeister verlangt's," — und es erfolgte eine Erklärung der Sachlage. „Du läßt Dich untersuchen, erzählst Alles dem Doctor."

„Das will ich gern, damit die Giftmischerin d'ran kommt," sagte schadenfroh der Junge. „Ich kann's fast nimmer aushalten! Ich leide ganz entsetzlich. Gäb's eine Hölle, ich würde sagen: — sie hat aus des Teufels Apotheke den Trank gestohlen, welchen sie mir zu trinken gab."

Am folgenden Tage trat Wilhelm vor den Kreisarzt. Der Frohsinnige erstattete genauen Bericht. Der

Doctor vermochte kaum, seinen Zorn über den jungen Mohr zu verbergen. Die Untersuchung begann. Jetzt stand der Kreisarzt, Flammen in den Augen, vor dem Gepeinigten.

„Elender Bube!“ rief er. „Für Dich gibt's keine Hilfe, total ruinirt, — unheilbar bist Du. Gehe hin und hänge Dich auf, — mehr bist Du nicht werth!“

Wilhelm trat in ein Wirthshaus, stürzte einige Gläser Wein hinab und kehrte heim. Hinfällig und gebrochen wandelte er auf der Landstraße, sich krümmend unter namenlosen Schmerzen. Die Worte des Doctors konnte er nicht los werden. Es war, als sei beständig Jemand hinter ihm her und wiederhole: „Unheilbar bist Du, — hänge Dich auf!“ Vor ihm fuhr ein Wagen. Wilhelm sah, wie ein Strick herab fiel. Er hob ihn auf, setzte sich unter einen Nußbaum und starrte verzweifelt vor sich hin.

Vergebens harrte Mohr der Rückkehr seines Jüngsten.

„Ich geh' in den Ochsen,“ sagte er Amrich. „Kommt Wilhelm, dann rufst Du mich.“

Bis Mitternacht saß der Alte im Wirthshause, Wilhelm kam nicht. Aber am nächsten Tage wurde die Leiche des jüngsten Mohr vor das elterliche Haus gefahren. Waldhofer Bauern, aus der Stadt zurückkehrend, hatten den Erhängten abgeschnitten.

Amrich schrie entsetzt auf. Mohr stand bleich und wortlos. Der Leichnam wurde hineingetragen in das Haus. Die Schwarzen im ganzen Dorfe sagten schaudernd: „Wie gelebt, so gestorben!“

Der alte Mohr blieb scheinbar kalt und trotzig dem Verhängnisse gegenüber. Ihm war, als sei der Schlag geführt durch die Hand einer Alles beherrschenden Macht. Er protestirte gegen die Gewaltthat, wollte sich jener Macht nicht beugen. Die Krankheit seines Sohnes war nur die Folge eines Gesetzes derselben Macht; denn jene Krankheit war ein Strafurtheil, verhängt über den Ungehorsam gegen einen allerhöchsten Willen. Mohr sah die Wahrheit der Behauptung Margareths: „Ein Christ kann so nicht krank werden, wie Wilhelm krank geworden und verdarb.“ Warum nicht? Weil der Christ in Gehorsam sich jener unbeweglichen Ordnung unterwirft.

Mithin gibt es, so folgerte Mohr weiter, streng gezogene Grenzen, die selbst Aufklärung, Bildung und Fortschritt nicht ohne Selbstmord überschreiten dürfen. Unternimmt es der Fortschritt dennoch, pochend auf allerhöchste Selbstbestimmung, jene Grenzen zu mißachten, so gähnt jenseits ein Abgrund, tief genug, den Einzelnen wie ganze Völker zu verschlingen. Und wenn er die Schwarzen sagen hörte: „Wie gelebt, so gestorben,“ — so war diese volksthümliche Ausdrucksweise nur wieder die erfahrungsmäßige Bestätigung von dem Walten un-

verrückbarer Gesetze. Daran konnten weder Bildung, noch Fortschritt, nicht einmal die Majorität einer Kammer rütteln.

Gegen diese zermalmenden Gesetze eines allerhöchsten Herrn knirschte Mohr. Den Sohn betrachtete er als Opfer einer unverantwortlichen Machtvollkommenheit, die Leben und Verderben verhängt nach ihrem eigensten Wesen, ohne Befragen des emancipirten Menschen, ohne Rücksicht auf den Fortschritt der Bildung. Abhängig, ohnmächtig erkannte sich Mohr. Es gab etwas, das jeder „Entwickelung der reinen Menschheitsidee", — jeder „unabweisbaren Forderung des modernen Gedankens" spottete. Jenem Unverrückbaren, Unerreichbaren gegenüber gab es nicht einmal einen „Triumph der Wissenschaft über verjährte Vorurtheile," oder „Befreiung des mündig erklärten Menschengeistes von herabwürdigenden Fesseln der Autorität." Auch nicht den freien Willen fand Mohr werthvoll für den Unabhängigen; denn er konnte zwar jener allerhöchsten Ordnung trotzen, seine Unabhängigkeit frei erklären, — er konnte es aber nicht, ohne sich selbst zu verderben.

Diese Gedanken wühlten in dem Gesetzlosen. Fortwährend schritt er durch das Zimmer, wo der Todte lag mit weit hervorhängender Zunge, in wüster Entstellung. Er sah die Schwarzen vorübergehen, diese Knechte des Unwandelbaren, diese Sklaven widerspruchs-

loser Unterwerfung! Ingrimmig flammte des Alten Trotz. Sein wüthender Blick schoß nach der Ecke, wo ein bestaubtes Crucifix trauerte, von der längst verstorbenen Frau dorthin gehängt. Er kniff die Lippen zusammen, erhob die geballte Faust gegen den Gekreuzigten und sprach in satanischem Vermessen eine gräuliche Gotteslästerung.

Das Gericht kam aus der Stadt. Der Fall wurde untersucht. Der Kreisarzt erklärte den Casus für Selbstmord. Mit dem Gerichte kamen Gensdarmen. Diese verhafteten Therese, die Kellnerin, und führten sie aus Waldhofen fort.

Der alte Mohr ging nach dem Pfarrhause und trat vor den Cooperator. Das Herrchen, licht und hell, wie sein Wandel, sah den eiskalten finstern Mann und glaubte, in einen Abgrund hinabzublicken.

„Herr Cooperator, ich wollte fragen, wann Sie meinen Sohn beerdigen wollen.“

„Ich darf Ihren Sohn nicht zu Grabe geleiten, weil Selbstmörder des Segens der Kirche verlustig gehen.“

„So,“ — stieß der Alte hervor, und seine Augen funkelten. „Das ist noch das Allerschönste! Soll mein Sohn hinaus getragen und verscharrt werden, wie ein Hund?“

„Die Kirchengesetze verbieten das kirchliche Begräbniß der Selbstmörder. Sie werden einsehen, daß für mich die Kirchengesetze maßgebend sein müssen.“

„Wozu sind die Geistlichen da? Wozu werden sie bezahlt? Es sind Beamte, wie jeder andere Beamte auch, die funktioniren, wenn man sie bezahlt.

„Das ist ein Irrthum!“ erklärte Frohmann. „Die Geistlichen haben ihre Sendung nicht vom Staate, sondern von der Kirche, und die Kirche ist eine Stiftung Gottes. Wer durch Unglauben, Verbrechen oder Laster freiwillig aus der Kirchengemeinschaft heraustritt, kann vernünftigerweise Kirchendienste nicht fordern. — Bei dieser Gelegenheit muß ich Sie bitten, Mohr, gefährliche Irrwege zu verlassen, auf denen Sie wandeln. Sie machen aus ihrem Unglauben kein Hehl. Sie verspotten in Gesellschaften die Religion. Sie untergraben durch Ihren bekannten öffentlichen Wandel die gute Sitte. An Ihrem Sohne müssen Sie erfahren, wohin das führt. Kehren Sie zurück, retten Sie Ihre Seele!“

Mohr lächelte grimmig.

„Wahr ist's, — ich bin seit Monaten nimmer in der Kirche gewesen. Aber daran sind Sie selbst schuld; denn Sie predigen die Leute zur Kirche hinaus.“

„Das ist eine schwere Beschuldigung, Mohr! Können Sie dieselbe beweisen?“

„Ganz gut! Bevor Sie kamen, lebten wir im Frieden. Alles ging seinen stillen Gang. Sie hingegen haben durch Ihre Predigten die Gemüther aufgeregt. Sie haben fortwährend gedonnert gegen Bildung, Aufklärung und Fortschritt. Ihre Absicht geht offenbar dahin, die Leute zu verdummen, in mittelalterliche Finsterniß zurück zu führen. Ich aber lasse mich nicht mehr verdummen, dazu bin ich zu alt, — habe auch etwas gelesen. Dann haben Sie geschimpft gegen die Unzüchtigen, gegen die Wirthshaussitzer und Trunkenbolde. Manche Bürger fühlten sich hiedurch getroffen und dem öffentlichen Klatsch ausgesetzt. Kurz, — Sie haben es in Waldhofen glücklich dahin gebracht, daß die bethörten Leute vor dem Wahn das Knie beugen und die Hölle fürchten. Treiben Sie es noch eine Weile so fort, dann gibt es bald wieder Hexen und Wunder in Waldhofen."

„Hoffentlich täuschen Sie sich, Mohr!" sprach gelassen das Herrchen. „Hexen sind nach der Kirchenlehre eine abergläubische und sündhafte Einbildung. Da Sie belesen sind, werden Sie wissen, daß gerade die katholische Kirche dem Hexenwahn entschieden entgegentrat, und es noch thut. — Dagegen bekenne ich meinen Streit gegen das Laster. Dazu bin ich da. Tugend zu preisen, Lasterhaftigkeit zu verdammen, ist meine Pflicht. Haben meine Predigten gewirkt, die Herzen aufgerüttelt und zum Guten gelenkt, so gereicht mir das zur höchsten Befriedigung."

„O ja," — grinste Mohr, „Sie verstehen Ihr Geschäft, so jung Sie auch sind!"

„Was wollen Sie damit sagen?"

„Daß Sie etwas gelernt haben in der neuen Schule. Mir gedenkt noch recht gut eine Zeit, wo die Geistlichen lebten und leben ließen. Das Evangelium wurde ohne Anstoß verlesen, und die Moral war nicht so streng, wie jetzt."

„Auch ich kenne jene Zeit aus der Geschichte, — eine traurige Zeit religiöser Erschlaffung und geistigen Todes. Dem Herrn sei Dank, — jene Epoche der Entartung scheint überwunden!"

„Und der Jesuitismus hat gesiegt, — meinen Sie? Nur langsam! Das Volk läßt sich nimmer knechten. Es wird Jene zermalmen, die es unter das Joch der Höllenfurcht bringen wollen."

„Unter das Joch der Gottesfurcht, Mohr! Wäre Ihr Sohn unter jenem Joche gegangen, sein Ende wäre nicht schmachvoll und schrecklich."

„Schrecklich? Und schmachvoll?" wiederholte Mohr, häßlich das Gesicht verziehend. „Sie nennen das so! Ich aber sage Ihnen: lieber sehe ich meinen Sohn todt, als lebendig und lebend nach Ihrem Evangelium."

„Nicht mein Evangelium, — Gottes Evangelium! Ihnen freilich wäre ein Evangelium des Fleisches und der Zügellosigkeit angenehmer."

„Sie haben es gerade getroffen!“ rief Mohr unverschämt. Sie wollen ihn also nicht begraben?“

„Ich darf es nicht!“

„Adieu!“ — und der Alte verließ brummend und fluchend das Pfarrhaus.

Der jugendliche Selbstmörder wurde hinausgetragen ohne Gebet, ohne Segen, ohne Glockengeläute. Nur wenige Rothen gingen mit, unter diesen Stephan, der Volksschullehrer, zum Aergernisse der Schwarzen. Selbst Knapper, von Mohr dringend eingeladen, wies das Ansinnen zurück.

„Ich kann nit!“ sagte er. „Meine Frau würde mir die Augen auskratzen.“

Das Herrchen aber freute sich der Haltung der Gemeinde; denn sie gab neuerdings Zeugniß von kräftig erwachtem religiösen Bewußtsein.

In Banden.

Aus ganz Baden waren Tausende von Adressen in Carlsruhe zusammengelaufen. Sie alle protestirten laut gegen das neue Schulgesetz. So kräftig aber das katholische Volk rüttelte an der verhaßten Schöpfung des Herrn Knies, so entschieden es auf religiöser Jugenderziehung bestand, ebenso hartnäckig widerstrebten christenthumsfeindliche Mächte. Hunderttausende katholischer Männer hatten feierlich Verwahrung eingelegt wider planmäßige Entchristlichung, — die Verwahrungen wurden rücksichtslos von eisernen Füßen der „neuen Aera der Freiheit" zusammengestampft.

Aber die Bewegung starb nicht, die Adressen wurden lebendig; denn es entstanden die wandernden Casino. In Dörfern, Flecken und Städten schaarten sich die Katholiken in großen Versammlungen, hielten kräftige

Reden gegen das Schulgesetz, und gaben den Volkswillen unbestreitbar zu erkennen.

Die wachsende Bewegung wurde den Herrschenden bedenklich. Die rothe Presse wüthete gegen die Ultramontanen. Lange hatte sie behauptet: „Nur eine verschwindend kleine Partei widerstrebt dem Schulgesetze.“ Die Massenerklärung machte diese Lüge unmöglich. Darüber verfiel die rothe Presse in eine solche Raserei, daß sie unbedacht den Pferdefuß unter dem Gewande vernünftiger Bildung hervorstreckte.

Der Jude Nathan von Mannheim schrieb:

„Es handelt sich sehr viel darum, daß in unseren öffentlichen Anstalten, in Kirchen und Schulen, der alte Aberglaube, nämlich der Dreieinigkeits-, Erbsünde-, Teufels- und Wunderglaube, der jetzt darin vorgetragen und dem aufwachsenden Geschlechte eingeimpft wird, gesetzlich abgeschafft werde, gerade wie vor dreihundert und dreißig Jahren der Glaube an die Brodverwandlung und an das Fegfeuer abgeschafft wurde. Damit muß Hand in Hand gehen, daß solche reaktionäre Geistliche, die jenem alten Aberglauben fortwährend anhängen, allen amtlichen Charakter verlieren. Alle politisch und religiös freisinnigen Einwohner einer Gemeinde sollten Alles aufbieten, daß die altgläubige Partei und Kirche fortan zur Privatgemeinschaft herabsinke. Die Petitionen sollten nicht aufhören, solche der Wahrheit entgegen-

handelnde Geistliche aus der Gemeinde fortzubringen, und wir sollen weder bei ihnen confirmiren, noch trauen, noch taufen lassen. Hingegen sollen die Kirchen, Pfarrhäuser, Schulhäuser, welche dem Staate oder den jetzigen Kirchengemeinden gehören, das lehren, was die Priester bisher zu lehren versprochen haben und das Volk, das sie bezahlt, von ihnen erwartet, nämlich die Wahrheit, — und diese Wahrheit kann nur jene von Herder gepredigte „Menschlichkeitsreligion" sein. Wer anders handelt, sollte vor leeren Bänken predigen." [1])

Die Kraftstelle, voll Lügen, Widersprüchen und tollem Unsinn, hatten Nathans Journal und andere gesinnungstüchtige Blätter einer Broschüre entnommen, welche dieselben Blätter zu colportiren eifrig beflissen waren.

Das erzbischöfliche Ordinariat erhob Beschwerde gegen diese neueste Beschimpfung und Herabwürdigung der Religion. Der Staatsanwalt wies die Beschwerde zurück. [2]) Und die Katholiken mußten sehen, wie das Heiligste im Kothe straflos herumgeschleift werden durfte. Gegen wüthende Hunde gab es Schutz und Maulkörbe, nicht aber gegen Wuthgeheul und giftige Bisse der Infernalen.

---

[1]) Die Katholiken in Baden und die Juden in Wien. S. 26.
[2]) Daselbst S. 27.

Ein eifriger Besucher wandernder Casino's war Fritz Schröter. In Waldhofen sah er die vollständige Niederlage der Rothen. Die unbestrittene Rückkehr des religiösen Geistes in die dortigen Schulen war nur noch eine Frage der Zeit. Diese Rückkehr zu beschleunigen, hatte er seinen Kindern den Schulbesuch verboten; denn Stephan unterließ nicht die Vorträge aus der Mythologie und spottende Randbemerkungen gegen das Christenthum. Jeden Monat hatte Schröter einige Gulden Schulstrafen zu zahlen, was ohne Schmerz der reiche Mann ertrug. Bald aber kam es ernster.

Bei seinem Weggehen aus Waldhofen hatte der Hochmögende mit dem Amtmann eine Unterredung. Folgen dieser Unterredung waren verschärfte Geldstrafen wegen des schulflüchtigen Hänschen und Evchens. Als die Geldstrafen wirkungslos blieben, rief eine Vorladung den Landwirth vor das Amt.

Freundlich empfing der Amtmann den Häuptling der Schwarzen; denn auch ihn hatte leises Frösteln über die großartige Bewegung der Ultramontanen befallen, und dieses Frösteln machte Fortschritte, seitdem er die langen Gesichter im Ministerium gesehen.

„Aus den mir vorgelegten Versäumnißlisten," begann der Beamte, „ersehe ich seit drei Monaten, daß Ihre Kinder die Schulen nicht besuchen. Der Staat fordert eine zeitgemäße Schulbildung und verpflichtet die

Eltern zum regelmäßigen Schulbesuche ihrer Kinder. Darf ich erfahren, Herr Schröter, weßhalb diese staatliche Ordnung von Ihnen mißachtet wird?"

„Weil der Staat eine Schulbildung fordert gegen meine religiöse und kirchliche Ueberzeugung," antwortete Schröter. „Da ich mich der Pflicht, über das sittliche Gedeihen meiner Kinder zu wachen, nicht entschlagen kann, so folgt nothwendig, dieselben dem irreligiösen Geiste der neuen Schule nicht auszusetzen."

„Sie gehen zu weit!" widersprach der Amtmann. „Auch die Regierung strebt Gesittung des Volkes an, sie will eine dem Zeitgeiste entsprechende sittliche Bildung der Jugend."

„Dem Zeitgeiste entsprechend, — darin liegt es eben!" versetzte lebhaft der Landwirth. „Dem Zeitgeiste versage ich jede Anerkennung, jedes Lob und jede Berechtigung auf meine Kinder. Nur mein katholischer Glaube ist maßgebend, und dieser wird in den Schulen herabgewürdigt."

„Abermals übertrieben!"

„Urtheilen Sie selbst, Herr Amtmann! In Waldhofen wurde das Schulgebet untersagt, der katholische Gruß verboten. Die biblische Geschichte wurde abgeschafft. Lehrer Stephan trägt Mythologie vor, wobei er kirchliche Gebräuche verhöhnt, verletzende Bemerkungen

gegen religiöse Dinge sich erlaubt und den Kindern Verachtung gegen den Glauben einzuflanzen sucht. Sogar vom Empfange der heiligen Sakramente hält er die Jugend ab. Als vor einigen Wochen der Ortsgeistliche Kinderbeichte verkündete, erklärte Stephan, — das sei ungesetzliche Unterbrechung der Schule, er werde jedes Kind strafen, das beichte."

„Können Sie die letzte Beschuldigung beweisen?" frug stirnrunzelnd der Amtmann.

„Sehr leicht! Die ganze Gemeinde mag Zeuge sein."

Der Beamte schrieb auf einen Papierstreifen.

„Ich werde das untersuchen," sprach er. „Zur Abhaltung des Schulgebetes kann übrigens der Lehrer nicht weiter verpflichtet werden. Ebenso ist die Beseitigung der biblischen Geschichte ganz in der Ordnung. Nicht minder ist das Abfragen des Katechismus durch den Lehrer unstatthaft, wie überhaupt dessen Einmischen in das Religiöse. An religiösen Uebungen außerhalb der Schule darf indessen kein Lehrer die Kinder hindern. Dem Ortsschulrathe wird die nothwendige Weisung zugehen. Eine solche Anmaßung soll nicht mehr vorkommen und ich ersuche Sie demnach, Ihre Kinder in die Schule zu schicken."

„Unmöglich! Haben Sie nicht selbst bestätigt, Herr Amtmann, die Beseitigung des Schulgebetes, der bibil-

chen Geschichte, die Fernhaltung der Lehrer von religiöser Bildung seien gesetzlich? Ich protestire mit der ganzen Masse des katholischen Volkes in Baden gegen ein solches Gesetz! Niemals kann ich mich diesem Gesetze unterwerfen."

„Geben Sie Acht, — das ist Empörung!" sprach mit Nachdruck der Amtmann.

„Um Vergebung! Die Empörung ist nicht auf Seite des Volkes, sondern auf Seite Jener, welche das Gewissen und die religiöse Ueberzeugung des Volkes vergewaltigen. Offen gesagt: dieses Schulgesetz ist Zwingherrschaft, Gewissenstyrannei. Und dieser Zwingherrschaft werde ich meinen Nacken nicht beugen, — nein, — unter keinen Umständen!"

„Das wird sich zeigen!" sagte der Amtmann, und der Bureaukrat sträubte die Haare. „Wir haben Mittel, Ungehorsam zu bändigen. Sie gehen vier Tage in Arrest."

Der Landwirth lächelte schmerzlich.

„Weßhalb Gefängniß? Weil ich auf dem Vaterrechte über meine leiblichen Kinder bestehe? Weil ich meine Kinder von einem gesetzlich geschützten und angestellten Religionsspötter nicht will verderben lassen? Weil ich Gewissensfreiheit fordere und nach bester Ueberzeugung meiner Kinder Erziehung anstrebe? Deßhalb schicken Sie mich

in das Gefängniß, Herr Amtmann? Wo liegt hier das Vergehen? Offenbar nicht auf meiner Seite!"

„Doch — doch! Jeder Staatsbürger muß dem Gesetze sich beugen."

„Dem Gesetze, — ja, hervorgegangen aus dem Schooße des Rechts, erzeugt durch Billigkeit und Menschlichkeit. Das Schulgesetz aber ist unrecht, unbillig, unmenschlich. Hören Sie, Herr Amtmann," rief der Landwirth erregt, „dieses Schulgesetz schlägt dem Naturrechte so frech in das Angesicht, daß der Aufschrei des Geschlagenen durch die Geschichte kommender Jahrhunderte gellen wird. Gebrandmarkt steht Baden durch dieses Gesetz vor allen künftigen Geschlechtern billig denkender Menschen. Der Staat hat nicht die Befugniß, einzugreifen in meine religiöse Ueberzeugung. Thut er das, so ist es Zwingherrschaft, Gewissenstyrannei."

„Das ist Revolution!"

„Herr Amtmann, Sie sind kein Pascha, und ich bin kein Sklave! Gestatten Sie deßhalb freien Ausdruck der Ansichten. Sodann muß ich Ihnen bemerken, daß Menschen keine Sachen sind, über die man rücksichtslos verfügt. Menschen sind eben Menschen und meine Kinder nicht Eigenthum des Staates. Sie gehören zunächst ihrem Schöpfer, dann sich selbst, — nicht aber dem Staate."

„Mit diesen Ansichten werden Sie schlecht fahren," rief erzürnt der Bureaukrat. „Gehen Sie! Innerhalb drei Tagen ist der viertägige Arrest im hiesigen Gefängnisse anzutreten."

Schröters Heimkehr brachte große Bestürzung in das alte Haus. Helena weinte bittere Thränen. Sie dachte sich den Vater im Zuchthaus, und das zerriß ihr kindliches Herz. Die Schwarzen ergriff bedeutende Entrüstung. Es fielen schwere Reden über Gewaltherrschaft und Paschawesen. Die Rothen frohlockten.

„Ich bin zwar Protestant, eure Sachen gehen mich nichts an," sagte der Einnehmer am runden Tische der Herrenstube. „Allein Schröter geschieht kein Unrecht. Wohin käme es, dürfte Jeder nach seinem Kopfe handeln?"

„Die Regierung war bisher zu nachsichtsvoll," rief Stephan, der Volksschullehrer. „Hätte sie längst von gesetzlicher Gewalt Gebrauch gemacht, der ultramontane Schwindel wäre nicht aufgekommen; denn weiter ist die ganze Bewegung im Lande doch nichts, als Schwindel. Die römischen Finsterlinge sträuben sich gegen das Morgenroth vernunftgemäßer Geistesbildung, sie wollen die Schule dem Lichte moderner Errungenschaften verschlossen halten, die Verdummung des Volkes nicht aus der Hand geben. Vergebliche Mühe! Endlich ist das

Maß voll, die Milde der Regierung verwandelt sich in strafende Energie."

Und wie Herr Stephan, so beurtheilte die freisinnige Presse den Fall. Dem starken Amtmanne wurde hohes Lob und Gewaltherrschaft nicht gefunden, trotz der „neuen Aera der Freiheit," und trotz der laut schreienden Volksstimme in den wandernden Casino's.

Als der dritte Tag heran kam und die Haft sollte angetreten werden, rief der greise Gangolph den Sohn bei Seite.

„Fritz, Du gehst nicht in Arrest, Du bleibst hier."

„Was soll das nützen?" frug erstaunt der Landwirth. „Gehe ich heute nicht freiwillig, kommen morgen die Gensdarmen."

„Eben das ist meine Absicht!" sagte Gangolph. „Gensdarmen sollen Dich holen. Sie sollen Dich vor Aller Augen durch das Dorf führen, dann wird die himmelschreiende Tyrannei recht offenbar vor den Leuten. Du wirst fortgeführt, wie ein Spitzbube, — Du, ein Mann, dem sein größter Feind ein Unrecht nicht nachsagen kann, — Du wanderst in's Zuchthaus um Deines Glaubens willen. Dein Verdienst ist deßhalb groß vor Gott, mein lieber Sohn! Denn Du wirst verfolgt und eingesteckt wegen Deiner Religion, wie die Bekenner und Martyrer von den Heiden. Das muß den Leuten

recht klar werden. Sie sollen die Gewaltthat des neuen Heidenthums mit Augen sehen, und das wird alle Katholiken stählen."

„Ihr habt recht, Vater!" sprach nach kurzem Besinnen der Landwirth. „Ich bleibe."

Den ganzen Tag hindurch schritt Gangolph geschäftig durch den Ort. Am Abend kehrte er mit einem zufriedenen Lächeln in das alte Haus zurück.

Am nächsten Morgen sandte Schröter alle Kinder nach Siebelfingen mit einem Briefe. Helena sollte das Schreiben übergeben, Eva die Schwester begleiten, und Hänschen zur Gesundheit einen tüchtigen Spaziergang machen. Die Brieffendung hatte indessen nur den Zweck, die Kinder von Hause zu entfernen, ihnen den Schrecken bei des Vaters Verhaftung zu ersparen.

An demselben Morgen konnte man auf verschiedenen Punkten der Anhöhe schwarze Burschen vertheilt sehen. Sie standen wie Wachtposten, die Straßen entlang spähend, welche nach der Stadt zogen. Plötzlich fiel ein Schuß, die schwarzen Jungen rannten nach dem Dorfe.

Auch Gangolph hatte den Schuß gehört, schlüpfte in den mächtigen Flügelrock und trat freundlich zur Sohnsfrau.

„Sanne, ist Alles fertig? Sie kommen!"

Das Weib erbleichte, brach über einem Stuhle zusammen und weinte heftig.

„Greine nicht!“ sprach der Greis. „Ich begreife, daß es wehe thun muß, den Mann fortgeführt zu sehen von Gensdarmen, wie einen Spitzbuben, — aber greine nicht, Sanne! Dein Mann, mein guter, rechtschaffener Fritz, steht herrlich da vor dem Angesichte Gottes; denn er ist ein Opfer der Ungerechtigkeit, ein Bekenner seines heiligen Glaubens. Fasse Dich, Sanne, sei stark! In vier Tagen ist er wieder da.“

Durch den Gang des oberen Stockes hallten Tritte. Der Landwirth kam herab in Festkleidern. Sein Weib trocknete rasch die Thränen, drückte den Schmerz nieder und war geschäftig in der Küche.

Zwei Gensdarmen stiegen zum alten Hause empor. Im Hofe trat ihnen Gangolph freundlich entgegen.

„Guten Morgen, ihr Herren! Sie werden gütig entschuldigen, — mein Sohn konnte gestern nicht kommen. Er wird jetzt gleich mit Ihnen gehen. Kommen Sie einstweilen mit herein. Es ist ein tüchtiger Marsch hieher. Sie werden Durst haben und vielleicht auch ein Bischen Hunger.“

Die Gensdarmen sahen volle Weinflaschen, nebst kalten Speisen, und ließen sich die Bewirthung gern gefallen. Und als Schröter grüßend eintrat, erhoben

sich die Bewaffneten und sahen achtungsvoll auf den stattlichen Mann.

„Ich habe Sie in aller Frühe herausbemüht, — bitte deßhalb um Entschuldigung,“ sprach der Gutsbesitzer. „Bei einem großen Anwesen kann der Hausherr nicht so leicht über seine Zeit verfügen.“

„Ihre Entschuldigung ist ganz überflüssig, Herr Schröter,“ versetzte ein Wächter öffentlicher Ordnung. „Ob wir nach Waldhofen oder anders wohin gehen, das ist ganz gleich.“

Den Gästen schmeckte es vortrefflich. Sie priesen den blumenreichen Wein, und es entspann sich ein lebhaftes Gespräch. Da vernahm Schröter ein Brummen und Summen im Hofe. Er trat zum Fenster und stand verwundert. Alle schwarzen Männer des ganzen Dorfes waren in Festtagskleidern versammelt. Auf den meisten Gesichtern lagen Trauer und Theilnahme, auf manchen verhaltener Zorn.

„Was ist das?“ frug Schröter seinen Vater.

Auch die Gensdarmen sahen bedenklich die große Versammlung. Der gewaltige Schmiedhannes trat in die Stube und reichte grüßend dem Hausherrn die Hand.

„Wir haben gehört, daß Sie gezwungen nach der Stadt gehen, — in's Gefängniß nämlich. Weil Sie aber wegen einer Sache sitzen müssen, die uns Alle

angeht, so wollen wir Sie aus Achtung und zum Zeichen, daß wir mit Ihnen gleicher Gesinnung sind, ein gut Stück Weg begleiten. Sie sehen da alle Bürger aus Waldhofen, — eine Handvoll Rothe abgerechnet. Ich soll Sie im Namen Aller bitten, daß Sie unsere Begleitung annehmen möchten."

„Ich danke recht herzlich für eure Theilnahme!" sprach der Landwirth. „Meinestheils habe ich gar nichts gegen euer Geleite. Aber ich bin Gefangener, weiß nicht, was die Herren da über den Antrag denken."

Die Bewaffneten saßen achselzuckend.

„Wenn's nur Ihnen recht ist," sprach der Schmied, „die Herren mögen denken, was sie wollen. Die Straße nach der Stadt ist für Alle gemacht, Niemand kann uns wehren, darauf zu gehen. Wollen uns die Herren auch gleich mitnehmen und einstecken, weil wir gleicher Gesinnung sind mit Ihnen, so haben wir nichts dagegen."

Die Gensdarmen ertrugen das Unvermeidliche.

„Polizeilich steht nichts entgegen, die Leute können mitgehen," sagten sie.

„Gut, — nehmen wir also den Weg unter die Füße," sprach der Landwirth.

Im Flur blieb er stehen, seine Blicke suchten etwas.

„Susanna!“ rief er.

Die Gerufene trat heran, bleich und tief bewegt.

„Das Hauswesen sei Dir auf vier Tage ganz überlassen,“ sprach er, einen gleichgültigen Ton in seine Stimme zwingend. „Der Großvater wird hilfreich zur Seite stehen. Sei ruhig in Deinem Gemüthe, Sannchen!“ — und er streckte ihr zum Abschiede die Rechte entgegen.

Da brach ihre Haltung vollständig zusammen. Sie fiel an seine Brust und weinte heftig. Der starke Mann selbst stand erschüttert. Die Gensdarmen blickten ernst, Gangolph hielt den Dreispitz in zitternder Hand, der Schmiedhannes machte ein bärbeißiges Gesicht, die Rührung zu verbergen, die Masse im Hofe sah bewegt in den Flur. Schröter hatte seine Frau in das Zimmer geführt und einen Scheidekuß auf ihren Mund gedrückt. Jetzt trat er grüßend unter die Schwarzen und schritt an ihrer Spitze, wie es dem Häuptlinge gebührt, durch das Dorf in Mitte der beiden Gensdarmen. Allenthalben standen Frauen, Greise und Kinder in den Gassen oder unter offenen Fenstern, lebhafte Theilnahme in den Gesichtern. Selbst Frau Margareth, die Bürgermeisterin, hatte beide Fensterflügel geöffnet und grüßte Schröter mit nassen Augen. Ueberraschend für den Gefangenen war es, daß auch Heinrich, des Bürgermeisters Sohn, den Schwarzen sich anschloß.

„Das Stück Weg" wurde immer länger, es dehnte sich bis zur Stadt. Und nicht die Gensdarmen schienen einen Schuldigen zu führen, sondern die Gensdarmen schienen verhaftet und geführt von den Männern einer ganzen Gemeinde. In der Stadt erregte der Zug großes Aufsehen, alle Fenster wurden aufgerissen und alle Zungen bemächtigten sich des merkwürdigen Stoffes.

Vor dem Gefängnisse dankte Schröter bewegt in kurzen Worten für das Geleite, und übergab sich dem Gefängnißwärter. Gangolph hatte geheime Worte gesprochen mit dem Träger des Schlüsselbundes; jetzt begleitete er den Sohn in die Arrestube.

„Fritz," sagte er, ein mächtiges Buch unter dem Mantel hervorziehend, „da hab' ich Dir die Legende mitgenommen. Darin kannst Du lesen und die Zeit vertreiben. Der Herr Gefängnißwärter hat nichts dagegen. Auf baldiges Wiedersehen, Fritz!"

Die Gensdarmen eilten nach dem Amte, das Vorgefallene zu rapportiren. Und der Amtmann schüttelte verdrießlich den Kopf über die gelungene Demonstration der Schwarzen.

Bedeutungsvoll wurde für Stephan, den Volksschullehrer, daß gerade, beim Rapport der Gensdarmen, der Amtmann die Weisung an den Ortsschulrath in Waldhofen formulirte; denn es schlich der Aerger in starken Ausdrücken in das Rescript.

Die Haft wurde dem Landwirthe weit beschwerlicher, als er dachte. An stete Bewegung und Thätigkeit gewöhnt, war er plötzlich zu vollständigem Nichtsthun gezwungen. Das ertrug er schwer. Auch das Lesen in der Legende wollte nicht gedeihen. Er dachte lebhaft nach Hause, an Weib und Kinder, an die ausgedehnte Wirthschaft. Bald drängte sich die Betrachtung über den Kampf um das Höchste in den Vordergrund. Unausgesetzt durch das Zimmer schreitend, erwog er die himmelschreiende Ungerechtigkeit gegen religiöse Ueberzeugung, und da er Niemand drängende Gedanken und wühlende Empfindungen mittheilen konnten, so sprach er laut mit sich selbst.

„Man sollte kaum an die Möglichkeit dessen glauben, was in einem deutschen Lande geschieht," sagte er vorwurfsvoll. „Warum sitze ich hier gefangen, — gewaltsam herausgerissen aus meinem Berufe? Weil ich Vaterrecht über meine Kinder behaupte, — weil ich diese meine leiblichen Kinder katholisch erziehen und nicht aufklärerisch verderben lassen will. Dieses Vaterrecht bestreitet der Staat. Er reißt die Kinder von meinem Herzen und verfährt willkürlich. Er nimmt das Recht in Anspruch, meine Kinder zu bilden, zu erziehen, und zwar im Staatsgeiste. Darum zwingt er sie in seine Schulen, und den Vater wirft er in das Gefängniß. Das thut der liberale Staat im Zeitalter der Freiheit, der Bildung, der Humanität! O ihr Heuchler, ihr Tyrannen, ihr

rücksichtslosen Gewalthaber! Eure Liberalität ist Zwingherrschaft, — eure Aufklärung ist sittliche Versunkenheit, — eure Bildung ist gefirnißte Gemeinheit, — eure Humanität ist Unmenschlichkeit! — Tell und seine Schweizer empörten sich, weil sie die Frohnten der Vögte nicht tragen wollten. Die Schweizer griffen zu Schwert und Morgenstern für bedrohte Freiheit. Das war lobenswerth, und die Dichtung verherrlicht mit Recht jene freiheitsstolzen Männer. Sind aber Gewaltherrschaft und Tyrannei in Baden nicht drückender, schmerzlicher und ruchloser, als jene der Vögte? Ohne Zweifel! Die Vögte tasteten ja die religiöse Ueberzeugung der Schweizer nicht an, das Höchste im Menschen achteten sie. Unsere badischen Vögte hingegen greifen mit tyrannischer Hand in des Menschen Heiligthum: — in die Familie, in die Christenpflicht. Den Glauben wollen sie planmäßig aus den Herzen hinaus schulen, — die Kleinen verderben, bevor diese unterscheiden können zwischen gut und böse. Und die Eltern, die natürlichen Hüter der Unschuld? Nun, — sie müssen die Unschuld der Ruchlosigkeit zur Bildung überlassen, sonst kostet es Geld und die Freiheit. Die ganze Welt rufe ich zum Zeugen: — ist das nicht himmelschreiende Tyrannei? Was ist da politische Beschränkung jener Vögte des Mittelalters? Ihre Zwingburgen forderten Handarbeiten, Abgaben, Frohnten, — und die Zwingburgen im Lande Baden? Ha, — wie mag eine gerechte Nachwelt über diese modernen

Raubritter zu Gericht sitzen, die hervorbrachen aus ihren Vesten und herfielen über das wehrlose, geknechtete Volk! Und die Raubvögte der Schweiz gingen doch einher in Eisen und Stahl, mit Schwert und Kolben, mit Dolch und Lanze, sie schritten einher, wie es ehrlichen Räubern ziemt. Unsere Landvögte aber, — seht sie, betrachtet diese Heuchler! Sie brechen hervor aus ihrer Zwingburg in gar seltsamer Tracht: — die Fahne der Freiheit in der Hand, angethan mit dem funkelnden Helme der Aufklärung, prangend im Harnisch der Humanität, geschützt durch den Schild des Fortschrittes, einhertrabend unter Trompetenstößen der Bildung. Wo ist jemals eine häßlichere Niedertracht, eine bodenlosere Verlogenheit erlebt worden! Räuber und Tyrannen in solchem Costüm! O mein armes deutsches Volk, wie tief bist du gesunken, — wie arg verblendet, — der Schein belügt dich und die Lüge regiert dich!"

Dann versuchte er zu lesen. Die Blutzeugen des Christenthums traten vor ihn, und wieder sprang er auf.

„Die ersten Christen hauchten die Seele aus unter Marterwerkzeugen, — dem Gläubigen ist ähnlicher Ruhm nicht ganz versagt im Zeitalter der Humanität. In das Gefängniß geworfen wird bereits der Christ um seiner religiösen Ueberzeugung willen, — hievon bin ich ein lebendiger Beweis. Nun, — vom Kerker bis zum Schwert ist nimmer weit. Hat ja schon in öffentlicher

Rede ein bayerischer Abgeordneter ausgerufen: „Man muß den Ultramontanen die Schädel einschlagen!“ Und wenn Herr Crämer die öffentliche Aufforderung in einen Antrag verwandelte vor den Rittern seines Geistes in der bayerischen Zwingburg? Wenn er dies thäte? Wäre ein Schädelzertrümmerungsgesetz unmöglich? Gewiß nicht, — es läßt sich Alles machen, dem Fortschritt ist Alles möglich, die Aufklärung ist zu Allem fähig, und die Bildung weiß Alles elegant zu übertünchen. Beim Himmel! Die übertünchten Gräber zur Zeit Christi waren ein Kinderspiel gegen die übertünchten Gräber im Zeitalter der Crämer, der Völk, der Knies, der Jolly, der Garibaldi, der Mühlfeld, der Metz und des ganzen Leichenhofes der Freiheit und des Glückes. Und was diesen schädeleinschlagenden Crämer insbesondere angeht, so ist es schade um ihn, daß er nicht unter Nero gelebt, — der Mann empfiehlt sich selbst als mordfertigen Henkersknecht.“

Das Klirren der Schlüssel schnitt die Betrachtung entzwei. Die Thüre öffnete sich weit, und herein trat, zum höchsten Erstaunen des Gefangenen, Carl Blendung, der Hochmögende. Der Landwirth stand noch im Geiste auf der Höhe seiner Entrüstung, von der er Blitze herabgeschleudert auf Henkersknechte der Freiheit und Lügenkünstler. Dem Besuche entging nicht die edle Haltung des Hochragenden, das Strahlen der Züge,

das Leuchten der Augen, und Herr Blendung verbeugte sich klein vor dem schwarzen Häuptling.

„Zufällig hier anwesend, erfuhr ich von der Strenge des Beamten gegen Sie und durfte nicht unterlassen, meinen lieben Herrn Nachbar zu besuchen.“

„Besten Dank für die Theilnahme!“ sprach der Landwirth. „Nehmen Sie Platz, — wenn der Stuhl, auf dem Vagabunden, Diebe, Strolche und Schurken gesessen, Sie nicht anekelt.“

„Wäre von jener Klasse etwas am Stuhl hängen geblieben, Ihr Gebrauch hätte das entweihte Holz gereinigt,“ schmeichelte Herr Blendung.

Der Gefangene lehnte stehend an der Wand, die Arme verschränkt, scharf herab sehend auf den Eleganten, der süß lächelnd vor ihm saß.

„Vielleicht ziemt es sich, Ihre Verzeihung zu erbitten,“ fuhr der Millionär fort; „denn es stachelte die gewordene Mittheilung über Ihre Lage meine Erregung bis zur Entrüstung. Ich eilte zum Amtmann mit Vorstellungen, wagte sogar Vorwürfe und forderte Ihre Freilassung. Man könnte dieses Unterfangen „unberufenes Einmischen in fremde Angelegenheiten“ nennen, — ich hoffe indessen, Sie möchten Ihren diensteifrigen Nachbar absolviren.“

„Sehr gütig, Herr Blendung! Und der Amtmann?“

„Erkannte die Voreiligkeit des Spruches und ist bereit, Sie ohne Verzug frei zu geben, unter der Bedingung Ihres Gehorsams gegen ein Landesgesetz.“

„Das ist ein Mißbrauch der Worte!“ fuhr der Gefangene auf. „Was der Amtmann „Landesgesetz“ nennt, das ist „Zwingherrschaft, Tyrannei!“ Nein, — es beugt sich meine Ueberzeugung nicht vor Kerkermauern, — vor dem Tode nicht!“

„Ehrenvoll für Sie, Herr Nachbar! Uebrigens, — wohin soll das endlich führen? Sie werden sich meiner Anschauungen des verflossenen Sommers erinnern und dieselben bestätigt finden. Die Gerechtigkeit bleibt unbeugsame Wächterin der Gesetze. Welchen Erfolg hatte der Adressenstrom? Keinen! Hunderttausende setzten ihre Namen gegen das Schulgesetz. Der Adressenstrom ist verlaufen, — das Schulgesetz bleibt. Jetzt überfluthen die wandernden Casino ganz Baden, scharfe Worte fallen gegen dasselbe Schulgesetz, die Regierung sieht ruhig zu, die Casinowanderer müssen endlich ermüden, — das Schulgesetz besteht fort.“

Meinen Sie?“ rief der Gutsbesitzer. „Wie aber, wenn die Fluth wächst und steigt, immer höher, bis zum Throne des Landesfürsten Alles überschwemmend? Käme das Schulgesetz nicht in Gefahr, zu ertrinken? Und angenommen, das Schulgesetz flüchtete sich zwischen den goldenen Reif der Krone, unantastbar jedem Unter=

than, — wo läge die Schmach, wo der offenbare Frevel? Sehen Sie, Herr Blendung, dann hätten Adressenstrom und Casinofluth klar bewiesen, daß in Baden der Schmerzensschrei von Hunderttausenden hilflos verhallt, daß Hunderttausende geknechtet werden in den höchsten Gütern, in Glaube und Elternrechten. Meinen Sie, dieses Ergebniß der Bewegung sei nichts werth? Vielleicht hat es den Zweck, Badens Untergang, und anderer Staaten, die ihm gleichen, vor der Weltgeschichte erklärend zu rechtfertigen."

Der Hochmögende zuckte leicht zusammen.

„Ich wage nicht, Ihnen zu widersprechen," sagte er unbefangen. „Allein die Wahrnehmung verletzt, wie das gute katholische Volk in zwecklosen Fanatismus hineingetrieben wird von jener Seite, die zur Festigung des Friedens und der Eintracht berufen ist."

„Sie meinen den Erzbischof?"

„Ja, — ich meine diesen alten Würdenträger in Freiburg! Sein Appell an die Massen, seine Hirtenbriefe haben diese wilden Wogen heraufbeschworen. Das ist unverantwortlich!"

„Und ich behaupte: — Das ist ächt bischöflich, wahrhaft apostolisch!" rief Schröter entgegen. „Ueberlegen Sie! Biblisch nachweisbar empfangen die Bischöfe das Hirten- und Lehramt von Gott, — nicht vom Staate. Christus hat zu den ersten Bischöfen gesagt: „Gehet hin,

lehret alle Völker, — weidet meine Schafe!“ Seit achtzehnhundert Jahren vollziehen die Bischöfe diese allerhöchste Vollmacht, — wohlgemerkt: nicht vom Landesfürsten, sondern von Gott selber ausgestellt! Nun erscheint das badische Schulgesetz, zerreißt die göttliche Vollmacht und verbietet den Bischöfen unbeschränkte Leitung und Belehrung der Jugend. Ich frage Sie: verletzt hier nicht das Schulgesetz ein göttliches Recht? Und wenn der Herr gesagt hat: „Lasset die Kleinen zu mir kommen,“ — legt sich das Schulgesetz nicht vermessen zwischen die Kleinen und Gottes Sendboten?“

„Vom biblischen Standpunkte dürfen Sie Recht behalten,“ sagte Blendung vorsichtig. „Allein der Standpunkt des modernen Staates ist ein ganz anderer.“

„Darin liegt es eben,“ rief der Gefangene. „Der moderne Staat ist heidnisch, der Standpunkt des Erzbischofes christlich, — freilich unvereinbare Gegensätze!“

„Die bestehen könnten, ohne die Massen in den Kampf zu rufen,“ sagte Blendung.

„Nein, — nein, — tausendmal — nein!“ widersprach lebhaft der Landwirth. „Das Volk muß wissen, woran es ist, das Volk muß aufgeklärt werden. Das hat der Erzbischof in seinen Hirtenbriefen gethan, — nur seiner Pflicht genügt, weiter nichts. Oder sollte er schweigen der Erzbischof? Sollte er den heidnischen Geist des modernen Staates mit fruchtlosen Bitt- und Denk-

schriften bekämpfen? Und dann, abgewiesen von den Regulatoren der Staatsmaschine, dürfte er glauben, mit Denkschriften bischöfliche Pflichten erfüllt zu haben? Und das Volk sollte an heiliger Stätte gar nichts erfahren von der folgenschweren Gewaltthat, begangen an seiner Kirche, an seinem Glauben, an seinen Kindern, — gar nichts? Ei — ei! Was wäre denn so ein Bischof, der seinen Mund nur öffnet in Sphären des Bureau, aber nicht vor dem Volke? Was wäre er? Weiter nichts, als ein Rad, das sich fügt in die Staatsmaschine, — ein Knecht, der seine Sendung und seinen höchsten Herrn, der ihn gesandt, verläugnet und das Gewissen mit Adressen und Denkschriften bepflastert. So einem Bischof wäre apostolisches Bewußtsein gänzlich hingeschwunden, er wäre geworden zum allerunterthänigsten Diener eines entarteten Staatskirchenthums. Wer sich knechten läßt, der ist ein Knecht Dessen, der ihn knechtet. Und wüßte das Volk die Bischöfe feige, staatskirchlich, ohne apostolischen Muth, — könnte es diese Staatsbeamten in Kreuz und Stola achten? Verlöre nicht das heilige Bischofsamt Würde und Einfluß im Urtheile der Massen? Ja, — ja, — schütteln Sie nur das Haupt! Das ist ja doch klar; denn so ein Bischof vollzöge nicht mehr göttliche Aufträge, indem er feige zurückwiche vor roher Gewalt, — er vollzöge eben den Willen heidnischer Gewalthaber, mithin wäre er nicht katholischer Bischof, sondern Staatsbischof. Und die irrende Heerde des

Volkes? Nun, sie hätte keinen Hirten, der kämpft für sie, der Banden erduldet für die Wahrheit, in den Tod geht für seinen hohen Beruf. Gott sei Dank, — so ein Hofprälat ist unser Hermann nicht! Er fürchtet landesherrlichen Zorn so wenig, wie Petrus das Dräuen des hohen Rathes. Er fordert die Gläubigen auf zu muthigem Widerstande, er opfert dem Götzen des Staatsabsolutismus kein Pünktlein unveräußerlicher Kirchenrechte, und warnt die Heerde vor gleichen Götzenopfern."

„Das sind mittelalterliche Anschauungen, mein lieber Herr Nachbar, unverträglich mit den Zuständen eines geordneten Staatswesens. Hätte ein Bischof, pochend auf göttliche Sendung, das Recht, jeden Augenblick die Massen gegen die Obrigkeit zu hetzen, wohin kämen wir?"

„Nur keine Verdrehung, Herr Blendung! Gehorsam der Obrigkeit predigen gerade die Bischöfe. Wo aber Gewaltthat und Knechtung religiöser Ueberzeugung und christlicher Pflichten durch die Obrigkeit beginnen, da hört der Gehorsam auf. Ich kenne das Geschrei vom „Staat im Staate", von „Pfaffenherrschaft", — Lüge und Verläumdung! Betrachten Sie die amerikanische Republik. Dort gibt es kein badisches Schulgesetz, keine staatliche Bevormundung der Kirche, keinen Gewissenszwang. Frei ist religiöses Streben, unverkürzt der Hirtenstab. Die Kirche verbreitet Segen zum Heile jener Republik, geachtet von der Regierung, ein Staat im

Staate, aber ein göttlicher Staat zur Veredelung des irdischen. Warum ist das unmöglich in Baden? Weil der moderne Staat dem Christenthum feind, der Kirche den Untergang geschworen. Und wüßte ein Bischof nur mit Schriften und Vorstellungen zu kämpfen, gerichtet an ebendenselben teuflischen Geist des neuen Heidenthums, bei Gott! der Mann wäre verloren vor dem Richterstuhle seiner Sendung. — Darum ist Ihr Tadel gegen meinen Erzbischof ungerecht. Dem greisen Hirten küsse ich die Hand."

Der Gefangene schritt erregt durch das Zimmer.

„Offen bekannt," sagte er, vor den Besuch hintretend, „sollte nach meinem Ermessen das Hirtenamt die Kreise der Nothwehr ausdehnen. Angenommen, ein Hirt sieht unausgesetzt die Heerde von Wölfen überfallen. Er weiß, in der nahen Höhle haust die Wolfsbrut, dorthin werden die Schafe geschleppt und erwürgt. Ich frage Sie: — was ist Hirtenpflicht? Genügt die bloße Abwehr? Fordert nicht treue Hut, in die Höhle einzubrechen, das Raubgesindel zu erschlagen? — Machen Sie gefälligst die Anwendung."

„Ich verstehe Sie nicht, Herr Nachbar!"

„Wo ist das Schulgesetz erzeugt und geboren worden?"

„In beiden Kammern!"

„Gut, — da haben Sie gleich die Höhle, Wölfe aussendend im Schafspelze der Gesetzlichkeit! Von dort

fällt jeden Augenblick die Wolfsbrut her über die christliche Heerde, — kläfft giftig in das Haus Gottes hinein, — schlägt die Zähne in das Leben der Kirche. — Wie ist jenes Wolfsnest zu vernichten? Sehr leicht! Die Bischöfe befehlen den Gemeindehirten, die Gläubigen aufzuklären über Wesen und Bedeutung der Kammern. Die Ortsgeistlichen könnten etwa folgendermaßen belehren: „Liebe Pfarrkinder! Die Zeit rückt heran, Abgeordnete in die Kammer zu schicken. Das ist eine Sache von höchster Wichtigkeit; denn in den Kammern werden Gesetze geschaffen, damit der religiöse Unglaube gesetzlich in Kirche und Schule hineinregiere. Deßhalb ist es eure Pflicht, nur Männer von religiösem Glauben und strenger Gewissenhaftigkeit zu wählen. Sendet ihr Ungläubige, Freimaurer, Religionsfeinde, dann werden Gesetze gleichen Geistes aus den Kammern hervorgehen, — das seht ihr klar am neuen Schulgesetz. Und wer ist mittelbar verantwortlich für so schlechte, gottlose Gesetze? Ihr selbst! Hättet ihr Christen in die Kammer geschickt, unmöglich wären unchristliche Gesetze entstanden. Was folgt hieraus weiter? Offenbar die Thatsache, daß die Ausübung des Wahlrechtes eine religiöse Pflicht ist. Ihr könnt euch des Wahlrechtes gar nicht entschlagen, ohne euer Gewissen schwer zu belasten; denn es würde die rührige Partei des Unglaubens ihre Geisteskinder durchsetzen, — in Folge eurer Trägheit. Darum wählet Alle! Suchet die Besten heraus zu Wahlmännern, und diese werden sicher keine

Neuheiden in die Kammer schicken!" — Herr Blendung, was glauben Sie, wäre die Folge, würde das Hirtenamt von ganz Deutschland in diesem Sinne Gebrauch machen von seiner Stellung?"

„Klar, — der Fortschritt unterläge großentheils, der Ultramontanismus siegte häufig," antwortete aufrichtig der Hochmögende. „Wäre dies aber kein Mißbrauch des Kirchenamtes? Würde die Regierung derartige Wahlen bestätigen? Gewiß nicht!"

„Weßhalb denn? Thun Fortschritt, Unglaube, Humanität nicht dasselbe? Auch sie sprechen zum Volke über die Wahlen durch ihre Organe. Sie verläumden vor dem Volke die Ultramontanen wegen finsterer Plane und volksfeindlicher Gelüsten. Sie bezeichnen durch Wort und Schrift den Massen ächte Volksmänner, denen Glück und Wohlergehen des Volkes am Herzen liegt. Sie donnern fürchterlich gegen Priesterherrschaft und malen die Kinder dieses Ungethüms ganz entsetzlich. So modisch und wirksam ist diese Prügelei des Clerus, daß jeder Gebildete argwöhnisch die Schwarzröcke betrachtet. Und das Volk? Belehrt, ermahnt, in Schrecken gesetzt, verführt, wählt fortschrittlich, — die Regierung hat nichts entgegen. Soll nun das Lehr- und Hirtenamt ihres Organs, der Kanzel, sich nicht bedienen dürfen zur Aufklärung des Volkes? Hat nicht das Volk Berechtigung, gerade von der Kanzel die Wahrheit zu fordern?"

„Sie übersehen, Herr Nachbar, daß die Kanzel erbaut wurde für religiöse, nicht aber für politische Zwecke.“

Um Vergebung!“ unterbrach eifrig der Gefangene. „Eben weil die Ausübung des Wahlrechtes eine religiöse Pflicht, darum soll es die Kanzel verkünden, — und eben weil es die Kanzel nicht verkündet, eben darum betrachtet die gedankenlose Menge die Ausübung des Wahlrechtes nicht als religiöse Pflicht. Und weil in den Kammern Gesetze entstehen, die nicht allein politisches Gebiet berühren, die sogar tief in das Religiöse eingreifen, — Gesetze, welche die Lehrfreiheit der Kirche unterdrücken, — Gesetze, welche den Glauben bedrohen, die Kirche anfeinden, das Heiligste des Volkes untergraben, — eben deßhalb dürfte das Hirtenamt zur Aufklärung der Massen verpflichtet sein. Hat der Staat kirchliche Fragen in die Kammern geschleppt, hat er den Clerus in bureaukratischen Zwang hineingetrieben oder mit goldenen Ketten gefesselt, ist der Staat im besten Zuge, aus der Stiftung Jesu Christi ein Staatskirchenthum zu machen, — wer darf es kirchlicher Lehrautorität verargen, von allen Kanzeln gebotene Nothwehr zu organisiren? Die Wolfshöhle gründlich zu zerstören? Läßt nicht der Staat Gesetze entstehen, welche christlichem Dogma und christlicher Moral widersprechen? Was die Kirche verdammt, erlaubt der Staat. Die Religion sieht ein Verbrechen, eine Todsünde im Wucher, in der religionslosen Kindererziehung, — der Staat erlaubt den

Wucher, fördert irreligiöse Kindererziehung. Und so ist es in Vielem. Himmel und Hölle bekämpfen sich. Darum behaupte ich, die Lehrgewalt ist vor Gott und Rechtswegen gehalten, das Volk hierin aufzuklären! Betrachten Sie doch die große Masse! Das ganze Jahr hindurch liegt sie im Kampfe mit dem Leben, sie ringt mit dem Boden, mit der Arbeit. Lauf und Geist staatlicher Verhältnisse bleiben der Menge unklar oder verborgen. Aber das katholische Volk weiß Hirten an seiner Spitze, deren Auge wacht. Das Volk erwartet von seinen Hirten Mahnrufe beim Herannahen von Gefahren. Es erwartet Belehrung und Aufklärung über das Wichtigste für Zeit und Ewigkeit. Und wenn die Hirten schweigen, höchstens auf aussichtslosen Briefwechsel mit den Häuptern des kirchenfeindlichen Staates sich beschränken, wie soll das arme Volk Kenntniß erhalten über die Verhältnisse?"

„Durch die Presse, Herr Nachbar, durch die Presse!"

„Welche im Dienste der Wolfshöhle arbeitet? Bekanntlich gibt es kaum eine katholische Presse, — leider! Gäbe es aber eine, so ist das Organ in religiösen Dingen, gegenüber den Massen, nicht die Presse, sondern die Kanzel. Hat nicht der Fortschritt seine Wähler, seine Wahlagitatoren, seine Sendboten? Und die Kirche sollte sich ihrer Sendboten nicht bedienen dürfen? Ich spreche aus Erfahrung: — ohne die aufklärenden Worte unseres apostolischen Erzbischofs an das Volk, ohne die Belehrungen von der Kanzel, wäre die Schulfrage in

Waldhofen niemals gelöst worden im Geiste des Rechts, der Gewissensfreiheit und des Glaubens. Mir selbst war die Sache ziemlich dunkel; ebenso allen Schwarzen. Diesen Nebel der Unklarheit zerstreute die Kanzel. Sie, die Kanzel, hat die Theilnahmslosigkeit in Eifer, die Lahmheit in Rührigkeit verwandelt. Deßhalb unterlagen die Rothen, — Stephan und sein Geist sind unmöglich geworden. Würde in ganz Deutschland geschehen für die gute Sache, was in Waldhofen geschah, — in ganz Deutschland siegte der Glaube über den Unglauben, wenigstens im Allgemeinen. Allmälig würden die Wolfshöhlen gesäubert von der unheimlichen Brut, die religionsfeindlichen Gesetze in den Kammern hörten auf. Schläft aber das Lehr- und Hirtenamt, wen mag die Zerstreuung der Schafe in Staunen setzen? Ja, — der Wolf kommt und zerstreut die Schafe, — wie Christus gesagt, sobald die Hirten nicht wachen und nicht kämpfen."

„Diese Schärfe dürften Sie kaum rechtfertigen können, — sie grenzt an Volksaufwiegelung," sprach mißvergnügt der Hochmögende.

„Die Schärfe ist ächt katholisch!" versetzte der Gutsbesitzer. „Ich habe gründlich nachgedacht über diesen Stoff und auch Tüchtiges gelesen. Jesus Christus selbst verfuhr in diesem Geiste. Er hat rücksichtslos das Schlechte bekämpft, der Wahrheit hat er Bahn gebrochen. Er hat dem Volke Sittenlosigkeit, Heuchelei und religiöse Versunkenheit der Herrschenden enthüllt. Vor

dem Geiste hat er gewarnt, der von Oben in die Massen drang, — darum riefen seine Ankläger: „Er wiegelt das Volk auf!“ Und wie Christus gethan, so thaten alle großen Päpste und Bischöfe. Sie kennen ja die Geschichte. Immer ist das katholische Lehr- und Hirtenamt offen in den Kampf getreten gegen die höllischen Mächte, niemals hat es die geringsten Zugeständnisse dem Wahne gemacht, niemals sich beschränkt auf zwecklosen Schriftenwechsel, von den Gewalthabern verächtlich in den Papierkorb geworfen. Betrachten Sie den gegenwärtigen Papst, diesen glorreichen Helden im Streite mit dem entchristlichten Staatswesen Europas! Auch er tritt hin vor Clerus und Volk mit kräftigen Worten der Mahnung und Aufforderung zum Kampfe. Und mächtiger, als seine Rundschreiben an den Erdkreis wirkt sein Beispiel, sein Kämpfen und Ringen, sein „non possumus“. Dennoch thut der Papst nichts Außerordentliches, er wartet nur mit Festigkeit seines heiligen Amtes. Ueberſehen Sie unsern Erzbischof nicht und den erleuchteten Mann auf dem Stuhle zu Mainz. Sie rufen das Volk in den Streit für des Volkes Heil, — und nur mit dem Volke, nicht mit der gottlosen Bureaukratie, wird der Sieg errungen. Glauben Sie denn, um nur ein Beispiel anzuführen, Napoleon hätte nicht längst an die Revolution den Papst ausgeliefert, ohne den folgenschweren Widerspruch des katholischen Volkes in Frankreich?“

Der Freimaurer ließ die Frage unbeantwortet und erhob sich.

„Ihr Standpunkt ist nicht der meinige,“ sprach er finster. „Die Erfüllung der Bedingung darf ich wohl nicht hoffen, welche Ihre augenblickliche Freiheit erwirkt.“

„Nein, Herr Blendung! Meine Freiheit sei nicht erkauft durch feigen Abfall. Kommen Sie bis Frühjahr nach Waldhofen, dann werden Sie meine Kinder die Schule besuchen sehen, — aber eine katholische, keine irreligiöse Schule.“

„Sie dürften sich täuschen!“ sprach der Hochmögende, verbeugte sich kalt und schied.

Am vierten Tage wurde die städtische Neugierde lebhaft erregt. Ein langer Zug buchsbekränzter und beflaggter Wagen fuhr durch die Straßen. Jeden Wagen zogen zwei schöne Pferde, auf denen festlich gekleidete Burschen saßen, farbige Binden um die Schultern und seidene Bänder an den Mützen und Hüten. Die Wagen selbst trugen die schwarze Männerwelt aus Waldhofen. Auf dem Marktplatze hielten die Wagen in schöner Ordnung, und die Schaar der Schwarzen ging nach dem Gefängnisse. Dort harrten sie der Entlassung ihres Häuptlings, schweigend, in bestem Verhalten. Endlich trat der Befreite heraus, umarmte seinen Vater, drückte jedem Schwarzen die Hand, — sogar dem verbannten Heinrich, der bescheiden bei Seite

gestanden. Der Zug ging zurück nach dem Markte. Die umwohnenden Wirthe sahen einladend nach den zahlreichen Gästen, einen gewinnbringenden Tag hoffend. Vergebens! Die Schwarzen bewiesen seltenen Takt. Das war für sie ein Tag religiöser Weihe, diesen durften Wirthshausgelage nicht beflecken. Sie bestiegen die Wagen und kehrten heim.

Der Amtmann erfuhr unverweilt die neueste Demonstration. Sie machte einen noch tieferen Eindruck, als die erste, und der Gewaltige gelobte sich, einen Schwarzen aus Waldhofen nicht wieder einzustecken um der Schule willen.

Am folgenden Tage saßen die Rothen kleinlaut um den runden Tisch im Ochsen. Die Nase des Gemeindeschreibers schimmerte bedeutend in den Farben des Kupfers, — die Augen des Schulmeisters fuhren unstät hinter den Brillengläsern umher, — der Einnehmer saß vorsichtig lauschend, Mohr finster, — Levi der Jude lächelte zuweilen verschmitzt, — Knappers Sitz war noch leer. Das Gespräch drehte sich um den Zug der Schwarzen nach der Stadt.

„Diese plumpen Demonstrationen der Ultramontanen werden eine starke Regierung nicht einschüchtern," behauptete Stephan. „Was ist das für ein Lärm durch ganz Baden mit dem wandernden Casino? In allen bedeutenden Orten laufen diese Söldlinge einer hinstürzenden

Geisteskneċhtschaft zusammen in hellen Haufen. Sie fallen wuthschnaubend her über das Schulgesetz, sogar, — schrecklich ist es zu sagen, — sogar die geheiligte Person des Landesfürsten begeifern sie. Die Langmuth der Regierung ist unbegreiflich! Man sollte mit dem schwarzen Sklaven kurz Federlesens machen, das heißt, man sollte die Römlinge durch Dragonersäbel auseinander treiben lassen."

„Dragoner?" wiederholte Mohr geringschätzend. „Eine Handvoll Gensdarmen genügt. Die Pfaffenknechte haben keinen Muth, zeigen die Zähne, beißen aber nicht. Allein die Regierung ist blind, sie thut nichts. Geht das so fort, dann werdet ihr die Folgen erleben. Die verfluchte Kuttenherrschaft kommt wieder oben auf, und in ganz Baden singt das verführte Volk: „Meinen Jesus lass' ich nicht!"

„Das ist falsch!" bestritt Stephan. „Die Regierung thut nichts, weil sie ihres Sieges gewiß ist. Eine starke Regierung kann Manches übersehen."

Der Gemeindeschreiber lächelte spöttisch, seine falschen Augen blickten schadenfroh auf den Schulmeister.

„Sie könnten sich auch täuschen mit der starken Regierung, Herr Stephan! Der Wind bläst schon aus einem anderen Loch."

„Wie verstehen Sie das?" frug der Volksschullehrer.

„Sie werden es erfahren!" that geheimnißvoll der Kupfernasige.

Noch saß die Tafelrunde nachdenkend über die vielbedeutenden Worte, als die Thüre weit aufsprang und Knapper hereintrat, dunkle Zornesröthe im Gesicht, im Munde die vielbedeutende Meerschaumpfeife. Alle sahen die Fünfzigguldenpfeife und wußten, ein Ereigniß stehe bevor. Ohne Gruß, den Hut auf dem Kopfe, stand Knapper am Tische und sah aus glotzenden Augen auf Stephan.

„Was machen Sie für dummes Zeug?" fuhr er den Verblüfften an. „Geht das so fort mit Ihnen, dann können Sie sich zum Dorf hinausscheeren, — jawohl! Mit Ihnen hat man nix, als Last und Widerwärtiges."

„Herr Bürgermeister, — Sie sprechen beleidigend!"

„Beleidigend? Oho! Nur langsam, ganz andere Sachen werden Sie hören. Beleidigend? Bin ich nit Vorjemeeschter und Schulpräsident? Bin ich nit Ihr Vorgesetzter? Kann ich Ihnen nit frischweg die Meinung sagen, — ich? Jawohl!"

„Aber nicht im Wirthshause, — das muß ich mir verbitten," rief Stephan empört entgegen.

„Verbitten, — was? Wer steht vor Ihnen? Ihr Vorgesetzter, Ihr Präsident, Ihr Vorjemeeschter. Also Achtung, nur den Kopf nicht so hoch gehalten, Schulmeisterle! Schlecht steht's mit Ihnen, — ganz schlecht. Es isch, wie man die Hand umwendet. Fort gejagt werden Sie, und das geschieht Ihnen ganz recht."

„Ich bin mir einer Amtsvernachlässigung nicht bewußt," versetzte Stephan, nach Fassung ringend.

„Aber ich bin mir bewußt!" rief der zornige Bürgermeister. „Meinen Sie, ich wüßt' nit, was vorgeht in der Gemeind'? Alles weiß ich, wenn ich auch nit gleich was sag'. Von dem Lümmel, dem Gänserich, dem Flegel und dem Esel hab' ich's auch gewußt, gleich am andern Tag' schon, als Sie Ihr freches Maul aufthaten gegen Ihren Vorgesetzten, — jawohl! Der Mohr da soll reden, ob's nit so isch!"

„Es ist wirklich so," bestätigte Mohr.

„Gänserich haben Sie mich geheißen und Esel, — was sind denn Sie?" rief Knapper wild. „Das Amt wird's Ihnen schon sagen. Ein Rescript ist eingelaufen gegen Sie, — vor den Schulrath müssen Sie, — und dort wird das Amt einem hochmüthigen Schulmeister schon tüchtig den Text lesen. Immer wollen jetzt diese hochgetragenen Schulmeister Zulagen, — Gehaltserhöhung, weil sie nit auskommen, — aber in den Wirthshäusern zu hocken, dazu haben sie Geld, — diese Schulmeister. Gefällt's Ihnen nit, dann können Sie gehen, — und mir wär's gleich recht, wenn Sie gingen. Es gibt Schulmeister genug, mit denen man keine solche Scheerereien hat, wie mit Ihnen, — jawohl!"

Dem Volksschullehrer wollten die Sinne vergehen. Er saß starr und sah in Knappers wüthendes Gesicht.

„Nu," — flüsterte Levi dem Einnehmer zu, „lieber mein Brod verdienen mit Lumpensammeln, als mich so behandeln lassen."

„Und ich selbst komme in die Brühe wegen Ihnen," fuhr der Bürgermeister fort. „Das Amt meint, ich thät' meine Schuldigkeit nit, sonst wären Sie nit so frech und brutal. Wer hat Sie geheißen, den Kindern zu verbieten, in die Kirche zu gehen und zu beichten? Wer? Das war wieder einer von Ihren tollen Einfällen, und das müssen Sie ausfressen, — jawohl!"

Der Volksschullehrer brachte kein Wort hervor. Diese öffentliche Mißhandlung hatte ihm die Sprache geraubt. Er stand auf und ging.

Kurze Zeit nach Schröters Freilassung fuhren sämmtliche Gemeinderäthe, den rothen Mohr ausgenommen, nach der Stadt. Sie alle trugen stolze Mäntel und erwärmende Pelzkappen, die herausfordernd über unternehmenden Gesichtern saßen. Kühn traten sie vor den Amtmann, voran der breitschulterige Schmiedhannes. Ueberrascht sah der Beamte auf die schwarzen Männer, ließ deren Grüße ohne Dank, und legte die Stirne in finstere Falten.

„Was wollt Ihr?" fuhr er die Schwarzen an.

„Das will ich Ihnen gleich sagen, Herr Amtmann!" antwortete unerschrocken der Herkulische. „Wir sind die Gemeinderäth' von Waldhofen und kommen zu Ihnen mit Klagen über den Schulmeister Stephan."

„Diese Angelegenheit ist gegenstandslos," unterbrach unwillig der Bureaukrat. „Vor Wochen schon lief eine Verfügung an den dortigen Ortsschulrath. — Ihr Gemeinderäthe überschreitet weitaus die Grenzen eurer Competenz. Ihr sollt euch in Sachen nicht mischen, die euch nichts angehen."

„Die uns nichts angehen, Herr Amtmann?" wiederholte verwundert der Schmiedhannes. „Ich bitt' um's Wort, — lassen Sie mich reden!" fuhr der Sprecher mit gewaltiger Stimme fort, als der Beamte neuerdings unterbrechend einschreiten wollte. „Ich sag' Ihnen, Herr Amtmann, die Sach' geht uns freilich an; denn der nichtsnutzige Schulmeister lehrt nicht fremde, sondern unsere Kinder. Wir wollen aber keinen nichtsnutzigen Schulmeister. Der Mensch ist unverschämt frech gegen unsern Seelsorger, — in Wirthshäusern schimpft er über Religion und Geistlichkeit, — in der Schule spöttelt er über Glaubensartikel, — er glaubt nichts, er ist ein Freimaurer, und so einen Menschen können wir nicht brauchen. Die ganze Gemeind' verlangt, daß er abgesetzt wird. Wir sind da, um es Ihnen vorzutragen," — und beistimmend nickten alle Köpfe über den Mänteln.

Der Bureaukrat kaute an der Feder, im Herzen die Verfänglichkeit des Gegenstandes erwägend.

„In Schulangelegenheiten ist nicht der Gemeinderath, sondern der Ortsschulrath zur Klage berechtigt, deßhalb muß ich eure Klage abweisen," entschied er.

„Das versteh' ich nicht, Herr Amtmann!“ sprach lächelnd der Schmied, griff unter den Mantel und zog eine Zeitung hervor. „Sie sagen, der Gemeinderath habe nichts in Schulsachen hineinzureden, — gut! Hier aber steht gedruckt: „Durch das neue Schulgesetz wird die Selbstverwaltung der Gemeinde, Beaufsichtigung und Leitung der Schulen durch die Eltern und die Gemeinde gewahrt.“ So steht's hier gedruckt, Herr Amtmann! Und der das drucken ließ, ist der Herr Minister Lamey. Wie können Sie nun sagen: Die Gemeinderäth' haben nichts in die Schule hineinzureden? Oder glauben Sie uns nicht? Sagen Sie's nur, — dann kommt morgen die ganze Gemeind', und die ganze Gemeind' wird rufen: Wir mögen den nichtsnutzigen Schulmeister nicht!“

Der Beamte saß schweigend, überrascht, betroffen.

„Der Weg nach Carlsruh' ist uns gar nicht zu weit,“ fing der Schmied wieder an. „Helfen Sie uns nicht, dann gehen wir zum Minister Lamey, der wird uns schon helfen müssen; denn er kann sich doch selber nicht als Lügner hinstellen vor ganz Baden.“

„Das Reisegeld nach Carlsruhe könnt Ihr sparen,“ versetzte herabgestimmt der Beamte. „Ich werde den Ortsschulrath zur Berichterstattung auffordern. Findet eure Beschwerde Bestätigung, dann soll Stephan entfernt werden.“

„Mit Verlaub, Herr Amtmann! Mit dem Ortsschulrath sind Sie gerad' halbwegs; denn der Schulrath ist ebenso viel werth, wie der Stephan, und kein Wolf beißt einen andern. Ich sag' Ihnen nochmals: glauben Sie uns nicht, dann kommt die ganze Gemeind'."

„Nicht nöthig! Geht heim, — ich werde selbst nach Waldhofen kommen."

Und der Amtmann kam; mit ihm der Kreisschulrath Mayer Hirsch. Der Jude machte bedeutende Anstrengungen, einen aufgeklärten Schulmeister zu retten. Vergebens, — die Bauern bestanden hartnäckig auf Entfernung „des Freimaurers". Vor dem Gemeindehause standen dichte Haufen, lebhaft erörternd, bis in den Saal drangen kräftige Urtheilssprüche über den „Nichtsnutzigen". Der Amtmann sah die Gährung, die allgemeine Entrüstung, und Stephan wurde entlassen wegen „Mißbrauch seiner Stellung und wegen Friedensstörung in der Gemeinde."

„Da siehst Du, wie weit es der Stephan gebracht hat mit seiner Freimaurerei," predigte Frau Margareth dem rothen Gatten. „Nimm Dir ein Beispiel, Mann! Ich fürcht', Dir geht's gerade so, wie dem Stephan."

„Was — mir? Ich bin Vorjemeeschter!"

„Freilich, so lange, bis Du abgesetzt wirst, wie der Stephan."

„Ich abgesetzt? Ich gelt' was beim Amt.“

„So lange, bis der Gemeinderath vom Amt Deine Absetzung fordert, weil auch Du in den Wirthshäusern raisonnirst über Geistlichkeit und Religion, wie der Stephan. Sei klug, Mann, — danke ab, ehe Du abgedankt wirst.“

Blendungs zweiter Dezember.

Finsterniß liegt über Mannheim. Die Straßen sind verödet, hie und da lungert an Ecken eine schmutzige Gestalt, nothdürftig gekleidet, frierend und schauernd. Ein sturmgepeitschtes Wolkenheer jagt über die Stadt hin, eisigen Regen und Schnee herabwerfend. Blendungs hohes Haus steht frostig im Winterabend, die Läden des Erdgeschosses sind alle fest geschlossen, der Sturm wirft erstarrte Wassertropfen an die Scheiben der Vorfenster und weht Schnee in geschützten Räumen des Balkons zusammen. Der Herr des Hauses schreitet mißvergnügt und einsam über schwellende Teppiche seines reichen Cabinets. Das grelle Licht des Erdöles wiederstrahlt im Golde reicher Bilderrahmen, in spiegelhellen Polituren feiner Möbel, und beleuchtet ein finster brütendes Gesicht. Ihn bewegt in tiefster Seele der Ultramontanen heftiger Sturmlauf gegen die neue Burg des Fortschrittes, — die Schulreform. Er sieht die Sturmcolonnen klug geleitet von streitbaren Männern. Voran

Brummel, ein seltener Advokat und Anwalt für Recht und Freiheit, unausgesetzt in Waffen gegen die Infernalen, — und Lindau, ein helles Licht über giftig miasmirenden Dunstkreisen Heidelbergs, wo Schenkel und Bluntschli christusfeindlich irrlichterliren.*)

Der Hochmögende sieht die Schwarzen kämpfen unter weltbeherrschenden Panieren „der Gewissensfreiheit und Liberalität". Die Bannerherren fordern gleiche Selbstbestimmung, gleiches Gehör für die Volksstimme, gleiche Beachtung für ultramontane Kundgebung und Bewegung. Und es will dem scharfsinnigen Millionär die Beweisführung nicht gelingen, daß die Ultramontanen zum „Volke" nicht gehören. Den sanften Herrn empört die Wahrnehmung, „Freiheit" angerufen zu sehen von Jenen, zu deren Vertilgung „Freiheit und Liberalität" ersonnen worden. Sittliche Entrüstung über ultramontane Ver=

*) Von Brummels Bedeutung und der Stellung überzeugungsvoller Katholiken in Baden gab der Großherzog wiederholt Zeugniß. Die Augsburger Postzeitung schreibt: Dem Lieutenant von L— von den Dragonern, der es gewagt, Herrn Brummel als früheren Regimentskameraden zum Mitglied der carlsruher Museumsgesellschaft vorzuschlagen, ging von Seite des als „edeldenkenden" gefeierten badischen Landesfürsten" die Weisung zu, seinen Vorschlag augenblicklich zurückzuziehen, widrigenfalls er Dienstentlassung zu gewärtigen habe. Ein anderer früherer Regimentskamerad des Herrn Brummel, der sich soweit versündigt, mit demselben im Hotel zum Erbprinzen eine Flasche Wein zu trinken, wurde von seinem obersten Kriegsherrn summarisch in Arrest geschickt."

wegenheit verwandelt Blendungs stille Art in knirschenden Ingrimm. Es ist keine Täuschung: — der Sanftmüthige ballt die Fäuste, er blickt wild aus flammenden Augen, und der Drang beschleicht ihn, „Humanität, Freiheit und Liberalität“ eigenhändig zu erwürgen, bis der letzte Ultramontane von der Erde verschwunden. Nach dem Tode des letzten Schwarzen dürften die Erwürgten zur Freude der Menschen aus den Gräbern wieder auferstehen; denn es könnte ein Hilferuf der Todten nicht weiter belästigen. — Zur Ausrottung des starren Confessionalismus erfand Herr Knies ein so ruhig arbeitendes Mordinstrument, — die Schulreform, ein Meisterwerk gereiften Geistes, eine Freude aller unabhängigen Männer. Aber siehe da, — die schwarze Canaille, sonst lammfromm und gelassen, sträubt sich, die Guillotine zu besteigen! Sie läuft zusammen in dichten Schaaren und der offenkundigen Absicht, die kniesische Köpfmaschine in Stücke zu schlagen. — Und in Carlsruhe? Das reiche Herz des edeldenkenden Großherzogs strebte redlich nach versöhnendem Ausgleich. Eben hatte der Fürst seinem Minister Lamey befohlen, die Casinomänner in Schranken der Ordnung zu bannen mit der Weisung, daß Parteiwünsche unbeachtet bleiben müßten. Und darin sahen die Ultramontanen eine tiefe Kränkung; denn nicht Parteiwünsche vertraten sie, sondern die Freiheit der Kirche, das natürliche Recht der Eltern, unveräußerliche Güter Aller, die als Menschen

geboren worden. Die Wanderungen des Casino wurden lebhafter, die Reden kräftiger, und in Carlsruhe sah man verlegen, kleinlaut, stutzig in die wachsende Massenbewegung. Schon riethen Kluge, die hoffnungsvolle Schulreform wieder einzureißen, da sich die Ultramontanen wider alles Erwarten lebenskräftig erwiesen und keine Lust zum widerstandslosen Abschlachtenlassen.

Dies Alles wußte Herr Blendung.

Schwere Befürchtungen, nagende Gedanken peitschten den Hochmögenden durch das Gemach. Er sieht den Abgrund offen, die „neue Aera der Freiheit" zu verschlingen, und findet kein Mittel, die Tiefe zu verschließen. — Geräuschlos öffnet sich die Thüre, der Kammerdiener legt einen Pack Zeitungen, wie allabendlich, auf den Tisch. Mechanisch greift der Millionär in die Blätter. Plötzlich steht er steif und starr, die weit geöffneten Augen hängen entsetzt am „Badischen Beobachter". Der Beobachter trägt am Kopfe in Riesenschrift eine Anzeige, von beiden Seiten mit vier schwarzen Händen umrahmt, und acht Zeigfinger deuten auf die Himmel und Erde bewegende Kunde:

„Donnerstag am 23. Februar wird das wandernde Casino in der Aula zu Mannheim eine Versammlung halten. Da es sich um freie Selbstbestimmung in Gewissenssachen und gerechte Forderungen der Katholiken handelt, so erwartet man von den katholischen Einwoh-

nern Mannheims und dessen Umgebung eine zahlreiche Betheiligung."

Blendungs Hand zitterte, die Augen fuhren nach der Decke, die Decke schwankte, selbst der Fußboden wurde unsicher.

„Ist es möglich?" stieß er leise hervor.

Zum zweiten Male las er die Anzeige. Es war keine Täuschung, — da stand es gedruckt: Ultramontane Vermessenheit war bis zu dem Grade gediehen, in dem hochgebildeten, ästhetisch fühlenden Mannheim, in der größten Stadt des Landes Baden, die Stimme zu erheben für Gewissensfreiheit und Duldung!

Die acht schwarzen Hände verwandelten sich vor den Augen des Hausherrn in ebenso viele Kobolde, schadenfroh und spöttisch auf seine Bestürzung hindeutend. Er sank in das Sopha, saß lange bewegungslos und finster. Alle Erfindungsgabe bot er auf, dem schrecklichen Casino nach Mannheim den Weg zu verlegen. Jetzt erhellte ein siegverkündendes Lächeln sein Gesicht. Er griff zur Feder und warf zwei Worte auf drei Blätter. Die Worte hießen: „Komme unverzüglich!" Sogar die Schriftzüge der Worte trieben zur Eile. Er schob die Blätter in Umschläge, schrieb Adressen und klingelte.

„Sind die Herren in der Oper, eile dorthin," befahl er, dem Diener die Briefe übergebend. „Nur rasch — rasch!

Unausstehlich krochen die Minuten vor des Hochmögenden Ungeduld. Endlich fährt ein Wagen heran. Der Harrende tritt zum Fenster. Drei Gestalten schlüpfen heraus, vom Sturme wüthend angefallen, von Schneeflocken umtanzt, von den Gasflammen der Straße unsicher beleuchtet.

„Auf einen Wurf, — sehr gut!“ flüsterte Blendung befriedigt.

Die Drei hatten sich mit Hilfe von Bedienten aus Pelzröcken und anderen Vertheidigungsmitteln gegen Winterkälte heraus geschält, sie eilten nach dem Cabinete des Hausherrn. Er selbst öffnete die Thüre des Vorzimmers, schweigend, grüßend durch Händedrücke.

„Du hast uns ungelegen überrumpelt,“ sprach Einer der Geladenen. „Das Ballet sollte gerade beginnen, da erschien Dein: „Komme unverzüglich,“ — und der Genuß ging verloren.“

„Nur herein, — ihr sollt euch verwundern!“

Die Gäste traten in das helle Licht des Cabinetes, und erschienen als Männer in ergrauten Bärten, mit intelligenten Gesichtern, leicht geröthet von der Schärfe des Winters, und angehaucht von gemüthloser Kälte. Blendung winkte an den Tisch, wo der Beobachter ausgebreitet lag, und wies nach den acht schwarzen Händen. Drei Häupter beugten sich herab, schwebten lesend über der Riesenschrift und schnellten betroffen empor. Die

gemüthlose Kälte der Gesichter hatte sich rasch in finsteres Dräuen verwandelt.

„Ich sehe, ihr begreift die Bedeutung des ultramontanen Ueberfalles," sprach ernst der Hochmögende. „Gelingt der schwarze Coup, dann fällt das Ministerium Lamey=Roggenbach, mit ihm das Schulgesetz, — die Clerikalen haben gesiegt."

Schweigend saßen die Drei, unbeweglich, mit hinstarrenden Blicken.

„Was dünket euch?" frug Blendung. „Die Stunde drängt, zum Handeln bleibt nur eine Spanne Zeit."

„Bin ganz Deiner Ansicht!" begann zögernd der Aelteste der Grauen. „Die gelungene Versammlung in der größten und tonangebenden Stadt des Landes, wird den Sieg der Ultramontanen entscheiden. Ohne Verzug eine Gegendemonstration, — eine Volksversammlung, — eine Riesenadresse!"

Blendung lächelte geringschätzend.

„Der Zweck Deiner Vorschläge, Freund Wolf?" frug er.

„Klar! Das Ministerium gewinnt einen Stützpunkt gegen die Massenbewegung, — kann sich auf die Wünsche des gebildeten Theiles der Bevölkerung berufen, — den Schild des Fortschrittes über die bedrohte Schulreform halten."

„Ein zerbrechlicher Schild gegen den Andrang der Massen!" versetzte Blendung. „Das Casino wird laut

die glorreiche Versammlung in Mannheim verkünden, die regste Theilnahme der Gläubigen unserer Stadt behaupten, die Wanderungen fortsetzen, vielleicht im Schloßhofe zu Carlsruhe Casino halten. — Und Dein Schild für die Schulreform? Er schwimmt auf dem Rücken des Baden überfluthenden Stromes davon, wie ein Stück Papier. Und Deine Stütze für das Ministerium? Sie ist zusammengebrochen beim Anzuge der schwarzen Menge und hat die Ministerstühle zerschmettert. — Findet sich kein Mittel, mit einem Schlage die Bewegung zu ersticken, dann ist Baden von der schrecklichsten Reaktion bedroht, die Vernichtung der Schulreform unvermeidlich."

„Ein Mittel, die Bewegung zu ersticken? Und mit einem Schlage? Unmöglich!" behauptete Wolf.

„Vielleicht doch nicht ganz unmöglich!" entgegnete sanft der Hausherr. „Uebrigens, — finden wir das Mittel nicht, dann ist der Tod jenes Kindes unabwendbar, das ein Messias geworden wäre seinem Volke, — jenes Kindes, dessen Geburt uns Mühen und Opfer in Menge gekostet."

„Das Casino in Mannheim zu verhindern, ist keine Hexerei," behauptete Wolfs Nachbar. „Die Jahreszeit verbietet jede Versammlung im Freien, mithin bedürfen die Schwarzen der Aula, oder eines großen öffentlichen Saales. Genannte Räume zu verschließen, steht in unserer Macht."

„Ein schwacher Nothbehelf, mein lieber Bär!“ sagte Blendung. „Die Ultramontanen werden sich im Hause Gottes versammeln, in Gegenwart des Allerhöchsten werden sie donnern gegen die Knechtung katholischen Bewußtseins. Demzufolge hätte Dein kluger Rath die Pfäffischen gezwungen, der Agitation den Nimbus der Gottesweihe umzuhängen.“

„Bär's Ansicht verdient immerhin Beachtung,“ sprach der Dritte. „Verschluß öffentlicher Localitäten ist leicht erreichbar. Und die Privatsääle? Nun — beim ersten Trompetenstoß unserer Presse wird kein Bürger wagen, den Casinomännern Räumlichkeiten zu gewähren. Endlich die Kirchen? Wir haben Macht, auch die Kirchen zu verschließen. Liegt ganz Mannheim unter Verschluß, wo sollten die Kutten tagen?“

Wolf und Bär nickten beistimmend. Der Hochmögende widerstrebte, wie ein Mann, dessen weitgehenden Plan Ungeschicklichkeit bedroht.

„Auch Dein Kirchenverschluß bleibt nur eine halbe Maßregel,“ sagte er fest. „Die Ultramontanen werden nach Ludwigshafen hinüberziehen und im deutschen Hause tagen. Die Schwarzen von hier, deren Zahl nicht ohne Bedeutung, werden sich dem Zuge anschließen. Ich frage: was wäre hiedurch gewonnen? Du hattest nur deßhalb die Kirchen verschlossen, Freund Fuchs, um den Clerikalen zu zeigen, was Du vermagst: — die dummen Schafe

zu erinnern, daß Fuchs und Wolf sogar zum Stalle den Schlüssel tragen. Und acht Tage später haben wir ein Casino in Ladenburg. — Ich wiederhole: entweder stirbt das Schulgesetz, oder das wandernde Casino."

Es gab eine gedehnte Pause, lange düstere Gesichter, unheimliche Blicke und giftig zusammengekniffene Lippen.

„Hört mich an!" unterbrach Blendung die Stille. „Es hilft nur Eines, das ist — ein zweiter Dezember. Eine ganze Nation hat der zweite Dezember niedergeworfen, er wird auch das Casino erwürgen."

Die Drei sahen aus verwunderten Augen auf den Hausherrn, in offenbarer Unklarheit über den Staatsstreich.

„Wir hetzen das Proletariat gegen die Schwarzen, — ersticken die Bewegung im Neckarschleim, — tödten das Casino mit Knitteln," erklärte Blendung.

„Das ist höchst bedenklich!" sprach Wolf.

„Sehr gewagt!" rief Bär.

„Nicht ausführbar!" behauptete Fuchs.

„Weder bedenklich, noch gewagt, — selbst ausführbar!" protestirte Blendung. „Mein Plan ist rettend für das Schulgesetz, er entspricht nach allen Seiten dem Geiste unseres Systems. — Indessen, — erklärt euch! Deine Ansicht, Fuchs, bestreitet den zweiten Dezember am heftigsten, Du behauptest dessen Unausführbarkeit. — Deine Gründe!"

„Die Versammlung der Ultramontanen wird bedeutend," sprach Fuchs. „In einigen Städten liefen zwei

bis drei Tausend dieser Race zusammen. Das hiesige Casino wird selbstverständlich das glänzendste von allen; vielleicht überfluthet uns eine schwarze Masse von sechs bis acht tausend Köpfen. Ich frage: ist unser Proletariat stark genug, die Tausende auseinander zu treiben? Feige ist unser Pöbel vor der Kraft, — wird er sich hetzen lassen gegen die naturwüchsige Landbevölkerung? Bellen wird unsere Meute, die Zähne fletschen, — Entscheidendes nicht versuchen. Und endlich: — wie sollen die Casinomänner zerstreut, in die Flucht getrieben werden? Deutsche Bauern sind durch Schreien und Getöse nicht zu verscheuchen, — können wir dem Proletariat Waffen in die Hände geben? Unmöglich! Mithin ist, nach meiner Ansicht, Dein Plan allerdings nicht ausführbar."

„Du hast die Zahl der Casinomänner zu hoch gegriffen, acht Tausend kommen sicher nicht, — die Hälfte dürfte das Richtige sein," erwiderte Blendung. „Wir gebieten mindestens über sechs tausend Fäuste; denn nicht allein das Proletariat läßt sich verwenden, — der Fortschritt überhaupt ist zu allarmiren. Und die Macht der Fortschrittspartei in Mannheim darf sich kühn mit jeder Stadt am Rheine messen. — Du nennst den Pöbel feige, — nicht mit Unrecht. Aber in Massen zusammengelaufen, wird er frech, tollkühn, verwegen. Hiezu kommt der Geist unseres Neckarschleims, — dieser ist vortrefflich. Haß lebt in Allen gegen die Pfäffischen. Den Haß

in Raserei und Wuth zu verwandeln, übernehmen unsere Agenten, unsere Localpresse. Wir Vier zusammen gebieten schon über ein Corps von mehreren hundert Arbeitern. Geben wir ihnen auf den zweiten Dezember doppelte Löhnung, und die Kerle unternehmen Alles gegen straflose Sicherstellung. — Und die Waffen? Es gibt Pflastersteine, Knittel, Hämmer, tausend gefährliche Dinge, die sich leicht verbergen lassen, um bei der Entscheidung gebraucht zu werden. Die Ultramontanen werden keinen Widerstand leisten, sie werden sich beknitteln lassen, wie geduldige Schafe, — das ist bekanntlich ihre Art. Jedenfalls gibt es Tumult, Aufruhr, Skandal, Schlägerei, es fließt Blut, — und gerade das ist meine Absicht. Was muß die Folge sein? Das Ministerium ergreift mit Vergnügen den Anlaß, das wandernde Casino im Interesse öffentlicher Ordnung verbieten zu können. Würde abermals eine clerikale Tagfahrt versucht, Lamey müßte sie mit Dragonern auseinander treiben. Die letzte Versammlung war in Mannheim, die Bewegung ist erdrückt, die Schulreform gerettet. — Ich glaube, Deine Einwürfe widerlegt zu haben, Freund Fuchs!"

„Mir selbst zur Genugthuung," versetzte Fuchs.

„Und Deine Bedenken, Wolf?"

„Die Ausführung Deines Planes wird die allgemeinste sittliche Entrüstung erwecken," antwortete Wolf. „Auf Freiheit, Humanität, Liberalität gründet sich das

ganze Werk des Fortschrittes. Die Ultramontanen kämpfen unter derselben Devise. Schlagen wir mit Knitteln die Casinomänner zusammen, — wie verträgt sich das mit Freiheit und Humanität? Auch die Ultramontanen sind Bürger, Badenser, Landeskinder, auch sie beanspruchen Redefreiheit, ungehinderte gesetzliche Versammlung zum Ausdruck ihrer Anschauung, — können wir ihnen mit Pflastersteinen den Mund verstopfen? Dürfen wir ihnen die Köpfe blutig schlagen, ohne einen Schrei des Entsetzens von ganz Deutschland über Mannheim herauf zu beschwören? Und gar die Bildung! Feindselig wird uns diese Macht den Rücken kehren. Mannheim wird aus der Reihe gebildeter Städte verschwinden, im Urtheile jedes menschlich Fühlenden wird es von Tartaren bewohnt sein."

„Dasselbe Gespenst wollte auch mich erschrecken," versetzte der Hochmögende. „Aber, meine Freunde, darf eine Geschmacksrichtung, eine Mode, zur Untreue verleiten gegen unseren Geist? Ich habe gesagt, mein Plan entspreche nach allen Seiten unserem System, — so ist es! Wir huldigen Freiheit, Liberalität und Humanität vor der Oeffentlichkeit, weil das unsere Zwecke fördert. Vergeßt aber nicht, daß jener Worte Sinn, wie er von dem großen Publikum verstanden wird, den geheimsten Absichten unserer großen, erdumfassenden Gemeinschaft fremd, ja feindlich ist. Zur Täuschung der Massen, zur Bekämpfung der Verhaßten, der katholischen Kirche, mögen

jene Worte existiren und gelten, — nicht aber bei entscheidenden Vorgängen. Hohle Worte zerbrechen im Augenblicke ernster Entscheidung, der Schein zerstäubt, das Wesen allein ist maßgebend. Freiheit, Liberalität, Humanität, — was sind sie uns? Nebelgestalten, die vergehen vor dem Hauche unseres Geistes. Gleichheit und Freiheit und Menschenthum sind nicht Kinder unserer Art, — wir haben diese Brut nur adoptirt zur Täuschung der urtheilslosen Menge. Aus kluger Rücksicht haben wir dem Zeitalter ein Zugeständniß gemacht, — aber weiter, als bis zur Form, darf jenes Zugeständniß nicht gehen. Eine Gleichheit der Menschen ist dem Genius unseres Bundes völlig fremd. Jesus von Nazareth hat vielmehr, in Folge weicher Gemüthsrichtung und Sentimentalität, jene Menschengleichheit erdacht und populär gemacht durch seine Lehre von des Menschen Ebenbildlichkeit mit Gott. Mit dieser Lehre hat Jesus den Unterschied von „Herr" und „Sklave", wie ihn das Alterthum gekannt, unklug zertrümmert. Vor uns hingegen besteht unerschüttert die eiserne Schranke zwischen Herr und Sklave. Wir belächeln die gefühlvolle Moral des Nazaräers: „Du sollst Gott über Alles lieben und Deinen Nächsten wie Dich selbst!" Vor uns gibt es so wenig eine christliche Nächstenliebe, wie einen persönlichen Gott. Die Weltordnung erzeugt ohne Ermüden „Herren" und „Sklaven", — daran halten wir fest. Dank unserer Thätigkeit, beginnt das ewige Gesetz der Welt-

ordnung, die Nächstenliebe des edlen Jesus zu verdrängen. Die Gleichheit versinkt mit der Gottesebenbildlichkeit. Zwar murrt der moderne Sklave, weil ihm noch der freie Mensch des Christenthums im Blute steckt, dieses Murren vergeht indessen mit den christlichen Ideen. Eine corrumpirte Masse empfindet wohl die Last, nicht aber die Schmach der Sklavenketten. Und seitdem uns gelungen, die in den Armen der Staatsomnipotenz gemächlich ruhende Kirche zu überflügeln, entwickeln Kammerbeschlüsse und Gesetze immer kräftiger den Unterschied zwischen „Herr" und „Sklave". Das Capital regiert, die Armuth dient. Menschenrechte, die uns verpflichten, gibt es nicht. Mithin sind Liberalität, Freiheit, Humanität, und wie die Schlagwörter alle heißen, vor dem Geiste unserer Gemeinschaft leere Formeln. Schlagen wir die Ultramontanen zusammen, im Interesse der Herrschaft unseres Genius, dann wurde ein Mißgriff vor allen Wissenden nicht begangen. Wohl aber vor der nichtwissenden gebildeten Welt, — behauptet ihr! Nun," und der Hochmögende lächelte verächtlich, „das Gewicht dieser gebildeten Welt ist sehr leicht, — die sittliche Entrüstung der öffentlichen Meinung durchaus nicht unheilbar. Blühen nicht, über ganz Deutschland zerstreut, unsere Fabriken, öffentliche Meinung zu produciren? Wird im vorliegenden Falle unsere Presse die öffentliche Meinung nicht beherrschen können? Ohne Zweifel! Das Kunststück ist nicht schwer. Wir dürfen

nur befehlen: „Die Casinomänner haben nicht allein gewagt, in Mannheim zu tagen, in einer hochgebildeten Stadt, die ihre mittelalterlichen Umtriebe verdammt, — die Casinomänner haben sogar die erregten Massen gereizt, den ersten Stein aufgehoben.“ Nehmet hinzu die Kälte des größten Theiles der Gebildeten gegen hindernden Confessionalismus, berechnet das Gewicht des Gemüthes, so gern bereit, Partei zu ergreifen gegen Unliebsames und Verhaßtes, und ihr werdet finden, daß die sittliche Entrüstung der Gebildeten nicht gegen Mannheim, sondern gegen die Ultramontanen sich entladen wird.“

„Carl, Deine Ausführung ist meisterhaft!“ rief Wolf entzückt. „Ich bekenne mich überwunden.“

„Du hältst meinen Plan für „sehr gewagt,“ vorsichtiger Bär,“ sprach lächelnd der siegreiche Millionär.

„Und er ist es!“ behauptete Bär. „Zur kurzen Darlegung meiner Ansicht, eine erklärende Thatsache! — Eine französische Familie bewohnte eine amerikanische Farm. Die Familie besaß eine gezähmte Tigerkatze. Das furchtbare Raubthier bewegte sich gefahrlos, ohne alle Wildheit unter den Menschen. Blutdurst und Mordgier schienen erstorben. In einer Nacht wurde die Farm von Indianern überfallen. Der Franzose hetzte die Tigerkatze gegen die Wilden. Es entstand vor dem Blockhaus ein kurzer, schrecklicher Kampf. Die Indianer heulten, das Raubthier brüllte, und am folgenden Mor=

gen lag der Tiger über einem blutigen Knäuel menschlicher Gebeine. Der Franzose nahte seinem Vertheidiger. Dieser brüllte ihn an, und öffnete den Rachen wider seinen Herrn. Im Tiger war plötzlich die natürliche Wildheit erwacht, er wurde den Franzosen gefährlich, und mußte erschossen werden. — Mache die Anwendung! Unsere Proletarier betragen sich menschlich, zuweilen knurrend und zähnefletschend gegen den Besitzenden, aber doch ungefährlich. Hetze den Pöbel gegen den Feind und seine natürliche Wildheit wird erwachen, verderblich den besitzenden Herren."

„Gut, — dann schießen wir die Canaille zusammen, wie jener Franzose die Tigerkatze," sprach kurz Herr Blendung. „In unseren Händen liegt die Macht, stark genug, zur Bändigung des entfesselten Proletariats."

Auch Bär bekannte sich überwunden.

Blendungs zweiter Dezember wurde angenommen, und jetzt folgte eine lange Berathung, zur gediegenen Organisation des Vernichtungskampfes gegen das wandernde Casino.

Neckarschleim.

Zu den höchsten Errungenschaften fortgeschrittener Bildung gehört die großartige Entdeckung, daß der Stammvater des Menschengeschlechtes ein — Affe sei.

Die lebende Größe, bewundert auf der Höhe der Zeit von Millionen Gebildeter, Carl Vogt genannt, hat es bekanntermaßen unternommen, diese ehrende Abstammung unseres Geschlechtes zum Gemeingut zeitgemäßer Bildung zu machen. Herr Carl Vogt bereist die deutschen Gauen, hält Vorträge in großen und kleinen Städten, entfaltet staunenswerthes Wissen, zerschlägt mit scharfer Geistesklinge die alten Thorheiten von Gottähnlichkeit und Menschengeist, eifrig bestrebt, die irrende Menschheit dahin aufzuklären, daß wir im Grunde doch nur vollendete Affen seien.

Als gelehrte Forschung noch in Windeln lag, würde Carl Vogts erster Vortrag sicher unterbrochen und der Affenapostel in ein Irrenhaus gesteckt worden sein. Seitdem aber alte Ueberlieferungen heiliger Bücher die all-

gemeine Geltung verloren, die Ansichten über Menschenwürde getheilt sind, und der Reiz des Thierlebens manchen Gebildeten beschlichen, — seitdem darf Herr Carl Vogt das Evangelium vom Waldmenschen ungestört predigen. Die elegante Herren- und Damenwelt, in vielen Stücken der Hoffart ergeben, sitzt lauschend zu des Gelehrten Füßen und läßt sich die Erniedrigung zum Affen geduldig gefallen.

Allerdings wird der affenfreundliche Mann zuweilen unanständig unterbrochen durch Aufläufe und Tumulte ungebildeter Ultramontanen, die von ihrer Gottähnlichkeit nicht lassen wollen. In Aachen liefen gar fünfhundert Arbeiter zusammen, mit lautem Protest gegen die Affenabstammung. Das sind übrigens nur die letzten Zuckungen abgelebter Anschauungen, die bald vom hochgehenden Strome menschenwürdiger Bildung verschlungen sein werden. Bereits wurde die erhabene Idee angeregt, dem Stammvater aller Menschen, dem Affen, ein Denkmal aus Erz und Marmor zu errichten, und fand diese Idee, so natürlich wie das Ei des Columbus, die wärmste Theilnahme aller Affensprößlinge.

Indessen, — so tief Vogts Forscherblick eingedrungen in die Geheimnisse der Natur, — Vogt ist nicht unfehlbar. Historische Thatsachen und öffentliche, unbesiegbare Meinung bestätigen, es sei nicht das gesammte Menschengeschlecht dem Affen entsprungen. Herr Vogt saß an der Quelle, die sein Wissen erläutern konnte: — zu

Mannheim, und ihm entging, es ist erstaunlich, der offenkundige Beweis in tausend lebenden Bildern, daß eine Abart, eine gewisse Menschenrace, dem — Neckarschleim ursprüngliches Entstehen verdankt. Das Volk hat in sicheren Ueberlieferungen diesen Ursprung treu bewahrt, es kennt den „Neckarschleim" und seine Kinder.

Freilich ist die erste Bildung der Schleimzeugung unklar, wissenschaftlich keineswegs fest begründet. Ob die ersten Schleimthiere Molche, Kröten, Schlangen oder ähnliche Reptilien gewesen, ist noch immer eine offene Frage. Sicher gelänge es Herrn Vogt, Licht in das Dunkel zu bringen, zumal die Wiege, nämlich der Neckarschleim, den Hervorgegangenen eigenthümlich geblieben. Vielleicht steht auch der Name „Mannheim" mit dieser Thatsache in Zusammenhang. Wie der erste Mensch „Adam", verdeutscht „Erdmann" hieß, hiedurch seinen körperlichen Ursprung aus Erde zu erklären, — so dürfte das Wort „Mannheim" besagen, jener Fleck im Weltenraume sei die Heimath, die Gebärmutter einer ganz einzigen und seltenen Abart von Geschöpfen.

Da kein Wesen die Abstämmung verläugnet, so ist erklärbar, weßhalb in Mannheim der Schleim fortgesetzt in hoher Achtung steht. Nicht blos Einzelne, ganze Gassen der Stadt sind dem Schleimdienste geweiht. Dort findet besagter Stoff innige Verehrung, ein ächtes Schleimthier scheut keine Ausgaben, seiner Ursprungsmaterie Huldigung zu erweisen. Und wie der alte,

markvolle Römerstaat seine Vestalinen besaß, jungfräulich reine Priesterinen, und das Christenthum seine fleckenlosen, keuschen Nonnen, so unterhält mit Vorliebe die Schleimstadt eine zahlreiche Schaar weiblicher Creaturen nach ihrem Geschmack.

Nicht mit Unrecht setzte Herr Blendung großes Vertrauen in das Proletariat; denn es behauptet der Neckarstoff seine Gattung. Jeder genaue Beobachter wird tausend Schattirungen der Rohheit und Frivolität zu Mannheim finden, deren sich das Reinmenschliche enthält. Auf diese Sinnesart der Schleimthiere baute Herr Blendung seine Hoffnung für den beabsichtigen Empfang der Casinomänner. Ihm war nicht bange, Eckel oder Abscheu gegen die Gewaltthat überwinden zu müssen. Er kannte die Neckarmänner genau, und rührte so verständig durch Agenten und Presse in der Schleimmasse herum, daß am ersten Tage schon der Stoff in wilde Bewegung kam. Wie Nathans Journal den Gebildeten Kühnheit und Anmaßung der Ultramontanen zur Beherzigung empfahl, in dem hochgebildeten Mannheim das schwarze Banner zu entfalten, so bellten und keiften alle Winkelblätter heftig und bissig gegen das freche Casino. Die Sensation war ungeheuer, die Bewegung kreiste in tosenden Wirbeln, Neckars ergrimmte Söhne rüsteten. Alte Waffen wurden hervorgesucht, kräftige Knittel in's Dasein gerufen, wuchtige Hämmer bereit gelegt, und die Nachfrage nach den rühmlich bekannten „Todtschlägern“ war

groß. Die Gährung des Neckarschleims wurde so kochend, daß er die Grenzen zehntausendjähriger Entwickelung zum Menschen überschritt und zum wilden Chaos seines Urzustandes zurückkehrte. In allen Bier- und Weinhäusern lief er siedend heiß zusammen, wüthend gegen die Ultramontanen. Haarsträubende Drohungen wurden maulfertig geschwungen, Molch- und Basiliskenblicke schwebten giftig über sich leerenden Gläsern, und die Schleimsprache spottet jeder Uebersetzung in das Menschliche.

Auch die Gebildeten traten unternehmend zusammen, an ihrer Spitze der Oberbürgermeister und die Abgeordneten der Stadt. Es wurde kräftig gesprochen gegen die Dunkelmänner, — gegen den Papst der Encyclica der Bann geschleudert, — in Strömen heiligen Zornes die schwarze Agitation ersäuft, — eine Adresse an den edeldenkenden Großherzog votirt, — die Ergebenheit für die liberale Regierung geziemend hervorgehoben.

„Eine Kirche," rief ein Feuriger, „welche Alles, was dem gegenwärtigen Geschlechte theuer und werth ist, als fluchwürdig verdamnit, hat auch den leisesten Anspruch auf Leitung der Volkserziehung verloren. Es gilt mit einem Worte: — Uns öffentlich loszusagen von der Partei der Encyclica und zu bezeugen, daß die Katholiken der wandernden Casino nicht die katholische Kirche des badischen Landes bilden."

Obwohl jedem Denkenden eine katholische Kirche ohne Papst unbegreiflich, wurde von allen Gebeildeten das

Undenkbare dennoch beklatscht, die Aufforderung zum Abfall vom katholischen Glauben sogar in die Adresse an den Landesfürsten aufgenommen.

Sogar die Halbwüchsigen wurden gespornt, zur Entfaltung aller Vertilgungskräfte gegen die Casinomänner. Journale und Blätter enthielten Einladungen an die Klapperbuben zur musikalischen Ausrüstung. Die Neckarschleimmusik, beim Empfang der schwarzen Gäste aufzuspielen berufen, wurde von den Klapperbuben übernommen, und schließlich in allen Blätern dieses herrliche Corps gebeten, am Vorabend des ultramontanen Einzuges auf dem Zeughausplatze eine Probe zu halten.

Gegen drei Uhr des zwei und zwanzigsten Februar liefen aus allen Gassen und Straßen die Musikanten auf der weitgedehnten Fläche vor dem Zeughause zusammen. Auch Neckarmänner und Damen fanden sich ein, die Leistungsfähigkeit der Hoffnungsvollen zu prüfen. Das Musikcorps zählte nach Hunderten. Alle trugen Klappern in den Händen, deren harmonische Klänge nur mannheimer Ohren zu ertragen vermochten. Kundige Männer hatten sich unter die Buben gemischt, brachten dieselben in gewünschte Ordnung, gaben Verhaltungsmaßregeln und endlich das Signal zur vollkräftigen Musikprobe. Und das feste Zeughaus erbebte in seinen Grundmauern, die Kanonen aus Stein zitterten, alle Spatzen flogen entsetzt davon, menschliche Wesen, zufällig vorübergehend, hielten die Ohren zu und ergriffen die

Flucht. Die Schleimthiere hingegen, groß und klein, lachten vergnügt und fanden die Musik ausgezeichnet.

Auch der Hochmögende beehrte die Probe durch seine Gegenwart. Er stand am offenen Fenster eines nahen Hauses und sah befriedigt auf das Treiben des Platzes. Herr Fuchs kam eilig herein und schrie gewaltig, das rauschende Concert der Klapperbuben zu durchbrechen.

„Hier, meine Herren!“ rief er, Nathans Journal hochhaltend.

Ein halbes Dutzend wißbegieriger Köpfe umdrängte den Zeitungsträger und Alle lasen.

„Heute frühe kamen bereits einzelne Geistliche, gefolgt von einer Anzahl ihrer Schafe, vom Lande herein, der Vortrab zur morgigen großen Versammlung.“

Dessen freuten sich die Neckarherren; denn es hatte Frau Fama gemeldet, das Casino in Mannheim würde unterbleiben.

„Morgen,“ — erklärten die Directoren den Klapperbuben, „habt ihr keine Schule den ganzen Tag. Dafür steht ihr an den drei Thoren Wache, seid bei jedem Bahnzuge, der ankommt, an Ort und Stelle, um die erwarteten Gäste würdig zu empfangen. Ihr geht vor den Casinomännern her und macht tüchtig Musik. Zur Musik gehört auch schreien und pfeifen.“

Die Galgenvögel begriffen die Weisung und jubelten.

Ferdinand Blendung war prüfend umhergewandelt unter den Klapperbuben. Sein praktischer Sinn hatte offenbar einen tüchtigen Plan erdacht, zu dessen Ausführung er die Werkzeuge suchte. Wählerisch bei der Musterung, fand er endlich drei Buben zusammen. Diesen gebot er, ihm zu folgen. Der Millionär trat in den nächsten Gasthof und verlangte ein Zimmer. Er saß auf einem Stuhle in der Mitte des Zimmers, vor ihm standen in einer Reihe die drei Erwählten. Mit Genuß betrachtete Herr Ferdinand die jugendlichen Spitzbubengesichter, las in jeder Linie verwegene Frechheit, entdeckte in der gelblichen Hautfarbe Merkmale tiefster Verkommenheit, in den tückischen Augen Willfährigkeit zu jeder Unthat und schloß endlich die Betrachtung mit der Ueberzeugung, es stehe vor ihm ächter, unverfälschter Neckarschleim.

Während aber Ferdinand die kleinen Unholde musterte, entging er selbst der Musterung nicht. Die kleinen Buben entdeckten in dem hüstelnden jungen Manne sogleich einen fleißigen Besucher der privilegirten Schleimgasse und ein Muster, dem nachzuahmen sie lüstern waren. Auch glaubten sie, in der gebeugten Haltung und fahlen Gesichtsfarbe knospende Kirchhofblumen zu finden. Dies war keine Täuschung. Trotz der waldhofer „Luftsaison“ hatte der junge Millionär, in Folge des Genusses mannheimer „Wintersaison,“ zur großen Versammlung der Todten einen bedeutenden Schritt gethan.

„Kennt ihr mich?“ frug er die Buben.

„Ja! Sie sind der junge Herr Blendung.“

„Wißt ihr, wo ich wohne?“

Dreifache Bejahung.

„Ihr seid wackere Jungen, könnt morgen etwas Tüchtiges leisten, — nicht?“

Die drei Gesichter grinsten.

„Ihr sollt nicht umsonst thun, was ich verlange. Jeder bekommt sogleich einen halben Gulden; ist das Stück ausgespielt, erhält Jeder noch zwei Gulden, — sage: Zwei Gulden! — Seid ihr einverstanden?“

Allgemeines Kopfnicken.

„Hier ist der halbe Gulden,“ — und er legte Jedem das Silberstück in die schmutzige Hand. „Jetzt paßt auf! — Zuerst eine Frage: — Wißt ihr, was morgen für Leute kommen? Du, — sage mir's!“

„Casinomänner, Pfaffenknechte, Strohfresser, schwarze Hunde, römische Teufel!“

Ferdinand lachte hell auf, wurde aber sogleich durch heftiges Husten unterbrochen.

„Woher weißt Du das?“

„Von meinem Vater! Seit zwei Tagen flucht er, wie ein Türk, gegen die schwarzen Satane, — und das Alles hat er im Anzeiger gelesen.“

„Mein Vater hat gesagt," versicherte der Zweite, „man soll Keinen ganz aus Mannheim hinaus kommen lassen."

„Und meine Mutter hat gesagt," erklärte der Dritte, „man solle die verfluchten Pfaffen alle in den Rhein schmeißen."

„Du hast eine ganz ausgezeichnete Mutter! Und was sagt Dein Vater?"

„Ich habe keinen Vater."

„Das ist prächtig! Ich sehe, ihr alle seid wackere Burschen, in euch steckt ächte Race. Was eure Väter und Mütter sagten über die Casinomänner, ist Alles richtig. Ersäufen, todtschlagen, steinigen sollte man die Schurken, die Wichte, die Pfaffenbrut. — Könnt ihr mit Steinen gut umgehen?"

„Ich werfe über das Theater," rühmte Einer.

„So ist es nicht gemeint! Wollt ihr morgen mit Steinen und Koth auf die Casinomänner werfen?"

„Ja, — recht gern!"

„Morgen dürfen wir Alles thun, mein Vater hat es gesagt," behauptete der Zweite. „Es geschieht Niemand nichts, — die Geldprotzen nehmen Alles auf sich."

„Die Geldprotzen? Wer ist das?" frug Ferdinand stirnrunzelnd.

Verlegenes Schweigen.

„Diesen Ausdruck dürft ihr nicht gebrauchen, — das ist ein Schimpfwort,“ belehrte der Millionär. „Von den Reichen lebt ihr. Wären die Reichen nicht, müßtet ihr Alle verhungern. Das nebenbei. — Also, — merkt auf! Jeder von euch füllt morgen seine Taschen mit Kieselsteinen. Dann kommt ihr gegen neun Uhr vor unser Haus und erwartet mich auf der Straße. Wir gehen dann miteinander den Casinomännern entgegen, jedoch so, daß ihr immer fünf bis sechs Schritte hinter mir seid. Verstanden?“

Bejahendes und lebhaftes Kopfnicken.

„Merkt euch diesen Pfiff!“ — und Ferdinand stellte eigenthümlich den Mund, zwischen den Zähnen ein gellendes Pfeifen hervorstoßend.

Die Buben lachten. Ferdinand wiederholte das Pfeifen.

„Wenn ich so pfeife, dann Achtung, — die Steine bereit gehalten, — zu mir dicht heran gekommen! Und den ich euch zeige, den bewerft ihr tüchtig mit Kieseln.“

„Wenn aber die Steine all' sind?“ frug ein Besorgter.

„Dann rafft Koth zusammen,“ — und ausführliche Belehrung wurde den Gedungenen.

Zu jenen Schafen, welche am Vortage hereingekommen, zählten auch die beiden schwarzen Häuptlinge aus Wald=

hofen und Siebelfingen, Fritz Schröter und Clemens Schall. Der Klapperprobe auf dem Zeughausplatze hatten sie mit Staunen beigewohnt, bedenkliche Reden vernommen und für den folgenden Tag ein schweres Wetter in Aussicht. Hiezu kam die Erfahrung, es sei die Aula, für alle möglichen Zwecke offen, dem Casino verschlossen. Verschiedene Gasthofbesitzer seien angegangen worden, den Tanzsaal gegen lockenden Miethzins zu überlassen und alle Wirthe hätten abgelehnt.

„Das ist mannheimer Gesinnungstüchtigkeit und Liberalität!“ sprach verletzt der Landwirth. „Uebrigens hat dies gar nichts zu bedeuten. Unsere Versammlung betrifft Glauben und Religion; wir werden in einer Kirche zusammenkommen, wie es geschah in den meisten Städten und Flecken, wo sich geräumige Localitäten nicht befanden.“

Bis zum Abend wandelten die Häuptlinge beobachtend durch verschiedene Straßen. Allenthalben bemerkten sie Gruppen lebhaft verkehrender Männer, hörten Drohworte und Flüche über Pfaffenknechte, untermischt mit blutigen Vorsätzen gegen die Verhaßten.

„Diesmal geht es schlimm!“ sagte Schall. „Die Gassenbuben empfangen uns mit Klappern, die Erwachsenen mit Prügeln.“

„Und was für ein Geschrei in den Wirthshäusern!“ versetzte Schröter. „Offenbar ist der Pöbel aufgehetzt,

und ich kenne die Geschicklichkeit des Neckarschleims im Fache der Rohheit. Was ich sehe und höre, erscheint fast unglaublich! Mannheim steht in hohem Ansehen wegen Bildung und Liberalität, — dennoch rüstet es sich, wie eine Stadt von Barbaren gegen friedfertige Männer. — Trinken wir ein Glas Bier und erforschen die Gesinnungen!"

Sie traten in ein Bierhaus. Die große Stube war angefüllt mit Arbeitern und Handwerkern. Kaum fanden die Schwarzen einen Platz. Steinkohlenhitze, Bierdunst, Tabaksdämpfe, wildes Lärmen und Schreien brodelten in dem weiten Raum, und die Gasflammen zeigten leidenschaftlich erregte Gesichter. Hundert Augen hingen forschend an dem hochgewachsenen Landwirth, sogar den Lärm dämpfte der Eindruck seines Erscheinens. Niemand kannte ihn. Nach Ansicht des Neckarschleims, konnte der stattliche Mann mit dem röthlichen Vollbart, dem freien, festen Blick und dem geraden Wesen, unmöglich ein Pfaffenknecht sein. Dieses Urtheil bildete sich in Allen, und die flüchtig stockende Unterhaltung lenkte wieder in bewegte Bahnen.

An dem langen Tische, der Schröter und Schall knappe Plätze gewährte, saßen kleine Handwerker und Fabrikarbeiter des Herrn Blendung und Genossen. Ein Strudel gemeiner Verwünschungen und niederträchtiger Behauptungen über Ultramontane wirbelte um den Tisch. Kaum ertrug Schrötter das Himmelschreiende der Gehässig=

keiten und schmähsüchtigen Verunglimpfungen. Schlagwörter gröbsten Calibers sausten um seine Ohren, dicke Lügen und Ergüsse des wüthendsten Hasses flossen unerschöpflich. Gesteigert wurde die Gluth der Stimmung, als ein langer Mensch hereinkam, und das beliebteste Schmutzblatt triumphirend emporhielt. Der Lange stellte sich unter eine Gasflamme und deutete, im Kreise nach den Versammelten sich drehend, auf einige schwarze Hände, die nach einer pikanten Anzeige hinwiesen.

„Vorlesen, — vorlesen!“ rief es.

Der Lange las:

„Morgen trifft eine Partie Schwarzwildpret „zum Aushauen“ hier ein. Alle Liebhaber „des Aushauens“ sind höflichst eingeladen, an Ort und Stelle sich einzufinden.“

Wieherndes Gelächter.

„Bin schon fertig zum Aushauen rief ein Schmutziger in Schröters Nähe. „Da seht her,“ — und er zog einen Hammer hervor. „Krieg' ich den Brummel, wird er gedengelt.“

„Steine sind besser,“ rief ein Anderer. „Dein Hammer hat einen kurzen Stiel, man kann nicht weit damit langen. Aber Steine, die fliegen. Zuerst kartätschen wir sie mit Pflastersteinen, dann kommen Knittel.“

„Franz hat Recht!“ bestätigte ein Dritter. „Peter, Dein Hammer richtet nicht viel aus, — die Pflastersteine sollen leben!“

„Was sagt ihr dazu?“ rief ein Vierter, den Todtschläger empor haltend. „Wir schlagen den Ultramontanen die Schädel ein, — he!“

Ein schallendes Bravo des ganzen Tisches begrüßte den Todtschläger.

„Guck, man sieht doch gleich, wo Einer gearbeitet hat,“ sagte Peter. „Sein Lebtag' wär' Jakob nicht auf den gescheidten Einfall mit dem Todtschläger gekommen, hätt' er nicht beim Crämer von Doos geschafft. Ich sag' euch, wenn's der Crämer wüßt', was morgen hier vorgeht, er wäre von Doos mit Extrazug hieher gefahren und hätt' redlich mitgeholfen.“

„Wir brauchen den dummen Altbayer nicht!“ rief ein Uebermüthiger. „Das Schwarzwild gehört uns ganz allein zum Aushauen.“

„Halt's Maul, Xaver, schimpfe über den Crämer nicht!“ tadelte Jacob. „Er ist ein Ehrenmann, ein Freund des Volkes und ein Feind der Pfaffen. Kein zweiter Altbayer hätte den Muth gehabt, zu rufen: „Schlagt den Ultramontanen die Schädel ein!“ Wer so was fordern kann, dem liegt nichts an der Achtung vor der ganzen Welt. Respekt vor Crämer von Doos, — er soll leben!“

Und der Neckarschleim brachte dem Herrn ein donnerndes Hoch. Der einzige Xaver hatte sein Glas nicht berührt, trotzig gesessen und Verwünschungen gemurmelt.

„Gegen das Schädeleinhauen, welches der Crämer für die Ultramontanen erfunden, hab' ich gar nichts," rief er jetzt. „Aber der Crämer ist ein reicher Filz, ein Geldsack. Er hat eine Fabrik, in der Knochen gemahlen werden für Guano, — er braucht viel Knochen, und je billiger er die Knochen kriegt, desto größeren Profit hat er. Darum hat er nur aus Geiz das Schädeleinhauen gepredigt, damit er wohlfeile Knochen kriegt für seine Fabrik."

Alle lachten über die tolle Behauptung.

„Was lacht ihr?" rief Xaver zornig. „Der Crämer ist ein Fabrikherr, — kein Loth besser, als die anderen, — basta!"

Die energischen Worte entzündeten geheime Gedanken und verhaltenen Groll der weißen Sklaven.

„Einverstanden!" rief ein Nagelschmied. „Die Fabriken ruiniren das Handwerk. Wir können nicht bestehen neben den billigen Fabrikwaaren. Verhungern müssen wir, geht das so fort, — ja, verhungern, oder in Fabriken gehen und dort arbeiten um Spottpreise für die dicken Geldsäcke."

„Das ist ein anderes Lied," sagte Peter achselzuckend. „Wir kennen alle die Melodie, — dürfen sie aber nicht

singen. Wißt ihr, in den dreißiger Jahren, wir waren damals noch Buben, da hieß das Lied: „Höpp, höpp, höpp, — schlagt den Juden auf die Köpp!" Die Juden hatten das Volk geschunden, darum das Lied."

„Nun, — und heut'?" rief hitzig der Nagelschmied. „Und heut'? Gibt's nicht mehr Schinder und Blutsauger, als im Jahr' zwei und dreißig? Alles geschieht nur für die Reichen, — für die Armen geschieht nichts. Die Reichen, die's Geld in Haufen liegen haben, die allein wollen regieren, profitiren, fabriciren und dabei die Armen ruiniren. Ja, — die Reichen haben ganz das Heft in der Hand! Paßt auf, — habt ihr's noch nicht gemerkt, wie's geht mit dem Geld? Heute noch ist Geld genug da, die Geschäfte gehen, es wird gebaut, gearbeitet, verdient. Auf einmal, im Handumwenden, ist das Geld fort, die Geschäfte stocken, das Bauen stockt, das Verdienen stockt, Alles stockt. Warum? Weil die Capitalisten das Geld angezogen haben. — Warum ziehen sie das Geld an? Weil's dahinten zwischen Türken und Russen losgehen will, oder weil der Napoleon ein schief Gesicht gemacht hat, darum kriegen die Capitalisten Angst, geschwind ziehen sie ihr Geld an und Alles stockt. Daran sieht man's klar, daß die Reichen Alles regieren mit ihrem Geld. Haben meine Kinder und die Kinder von Millionen Arbeitern kein Brod, — so kommt's daher, weil die Fabriken still stehen und das Geschäft nicht geht. Die Geschäfte aber sollten doch gehen, ob

die Reichen Angst haben oder nicht, es sollte nicht Alles abhängen von den Geldsäcken."

Allgemeiner Beifall.

„Und so ist's überall, die Reichen machen, was sie wollen, wir müssen uns ducken," schloß der Nagelschmied. „Guckt nur in die Zeitungen, les't, was in den Kammern geschafft wird!"

„Die Kammern sind recht," behauptete Jacob. „Dort werden Stricke gedreht für die Pfaffen, der Hokuspokus wird zerschlagen, der Mensch frei. Geht's noch eine Weile so fort im Landtag', dann gibt's in zehn Jahren von Aberglauben keine Spur mehr. Die Gewissensfreiheit gilt, es kann Jeder thun, was er mag. Gefällt ihm seine Frau nimmer, so jagt er sie fort und nimmt eine andere. Man setzt sich zusammen und lebt, wie's einem gefällt."

„Ja, — ja, wenn man zu leben hat!" rief der Nagelschmied. „Du siehst nur, was die Kammern gegen die Pfaffen thun, — was aber gegen die armen Leut' geschieht, das siehst Du nicht. Eben sind die Herren im Landtag daran, das Wuchergesetz abzuschaffen. Wißt ihr, was das heißt? Das heißt: Den unbemittelten Mann schutzlos an den Geldsack ausliefern. Gegen Mörder, Räuber und allerhand Spitzbuben gibt's Gesetze, — aber gegen Wucherer, die auch Spitzbuben sind, soll's keine Gesetze mehr geben. Braucht ein Handwerksmann

hundert Gulden, — er kann sie kriegen, aber gegen dreißig, vierzig Procent. Ist das Jahr herum, bin ich statt hundert, hundert vierzig Gulden schuldig. Für wen hab' ich gearbeitet? Für den Reichen. Und so ist's in allen Stücken. Die Geldsäck' regieren, die Armen kreppiren."

„Das Gluthchen hat Recht!" sagte Peter. „Wenn ihr's beim rechten Licht betrachtet, sind wir nur Sklaven der Geldprotzen. Sie bezahlen uns, gerade hinreichend, damit wir nicht verhungern, — und sie prassen in unserem Schweiß."

„Den Nagel auf den Kopf getroffen!" erklärte Xaver. „Sind wir nicht auch Menschen? Haben wir aber Menschenrechte, wie die Reichen? Weit gefehlt! Nicht einmal in die Kammer können wir wählen und gewählt werden. Und darin liegt's gerade! Denn seht, dort, in den Kammern, wo die Gesetze gemacht werden, sitzen nur dicke, fette Sklavenhalter, und diese machen die Gesetz in ihrem Vortheil, — immer gegen uns. Deßhalb sind wir so elend daran. Die Fabrikherren bezahlen uns, wie sie wollen. Wir haben kein Recht, unsere Arbeit zu taxiren nach dem Ertrag der Fabrikate. Zum Beispiel: Meine Wochenarbeit in der Fabrik bringt einen Reingewinn von zwanzig Gulden, — und ich krieg' davon fünf Gulden. Ist das Recht? Gewiß nicht; denn ich hab' mich geschunden und geplagt, und krieg' kaum zu

leben, — der Fabrikherr hat nichts gethan und steckt fast Alles in die Tasche. Klagen wir, so heißt's: — Ihr könnt gehen! Jawohl, wir haben nur noch die Freiheit, entweder zu arbeiten für die Reichen, oder zu verhungern. Keiner ist mehr im Stand', ein Handwerk zu treiben, sich zu erwerben, unabhängig zu sein. Das Capital verschlingt Alles mit Haut und Haaren."

„Nur Geduld, Brüder, es kommt anders!" rief Peter, nach dem Landwirthe argwöhnisch hinüber schielend.

Allein Schröter sprach so lebhaft mit Schall über Fruchtpreise, und notirte so eifrig in sein Taschenbuch, daß die vermeinten Getreidespekulanten für die Unterhaltung der Arbeiter nicht die mindeste Aufmerksamkeit zeigten.

„Wie meinst Du?" frug Jacob.

„Das will ich euch erklären, — gebt Acht! Wie der Affenprediger, der Vogt, hier gewesen ist, und Vorträg' gehalten hat über die Abstammung aller Menschen von den Affen, da hat er gesagt: „Es muß sich Alles entwickeln!" Jawohl, — es muß sich Alles entwickeln! Seit Jahren kriegen sie in Amerika, damit die Sklaverei ein End' nimmt, damit in Kammern und Aemtern, neben den Geldsäcken, die befreiten Sklaven sitzen können. Lange hat's dort gekocht und gebrodelt, — endlich ist's losgebrochen. Der Krieg hat sich eben entwickeln müssen.

Geradeso geht's bei uns. Wir sind jetzt am Kochen und Brodeln, dann kommt der Krieg. Und wir sind die Mehrzahl, — auf einen Reichen kommen hundert weiße Sklaven. Wer da gewinnt, ist leicht zu sagen. Allein es muß sich zuvor noch Einiges entwickeln. Wir Arbeiter müssen uns verbrüdern, in Vereinen zusammentreten in ganz Europa. Wir müssen eine große Familie ausmachen, und wenn der Vater sagt: „Jetzt, Kinder, jetzt ist's Zeit, packt an, d'rauf los!“ — seht ihr, dann bricht an einem Tag' in ganz Europa der Sklavenkrieg aus.“

„Bravo, — bravo!“ riefen Alle.

„An einem Tag',“ fuhr Peter fort, „werden allen Tyrannen der Armen die Schädel eingeschlagen. Aber, wie gesagt, das muß sich entwickeln, und es hat sich schon Vieles entwickelt. Wenn der Crämer predigt: „Schlagt allen Ultramontanen die Schädel ein!“ — so denken wir: „Ganz recht, — und nach den Ultramontanen kommen unsere Tyrannen daran!“ Lehrt uns der gescheidte Vogt: „Alle Menschen stammen von Affen ab, sind entwickelte Affen, ohne Seele, ohne Geist!“ — so schließen wir: „Ganz ausgezeichnet; denn wir brauchen uns kein Gewissen daraus zu machen, alle Geldaffen todtzuschlagen.“ — Seht, so muß sich Alles entwickeln, Brüder! Darum Geduld, es geht bald los.“

„Herrgott," rief Xaver, die Fäuste ballend, „sind wir morgen fertig mit den Casinomännern, dann sollten wir gleich über die Geldsäcke herfallen! Es ginge in Einem hin."

„Langsam, — morgen ist nur so eine Vorübung," belehrte Peter.

„Und morgen dürfen wir Alles thun, Alles wagen, — unser Protz hat's in der Fabrik gesagt," rief Jacob.

„Das hat auch der unsrige gesagt," betheuerte Franz. „Morgen gilt kein Gesetz, keine Polizei, — morgen regieren wir ganz allein mit Knitteln und Pflastersteinen."

„Jawohl, bei doppeltem Lohn, ohne Arbeit," sagte Peter lachend.

„Die Reichen sind eigentlich Esel," behauptete Xaver. „Sie hassen die Pfaffen, heben alle Polizei auf, lassen die Verhaßten prügeln, zur Stadt hinaus treiben, — dabei denken die Herren nicht daran, daß es auch Leute gibt, welche sie hassen, und daß jene Leute sich ein Exempel nehmen können. Ist es den liberalen Herren erlaubt, den Ultramontanen auf die Köpfe zu schlagen, warum sollte es den Unterdrückten, den Hungernden, nicht erlaubt sein, auf die Geldsäcke zu schlagen?"

„Das gehört auch zur Entwickelung," versicherte Peter. „Darum nur tüchtig gearbeitet morgen mit Steinen, Hämmern, Knitteln und Prügeln! Ha, — das ist einmal ein Fressen für uns!"

Die vermeinten Fruchtspekulanten verließen das Beirhaus.

„Ei, — ei, das wird schlimm!“ sagte Schall. „Wäre es nicht gerathen, die Versammlung zu unterlassen?“

„Nein! Die Gewaltthat möge über uns ergehen, damit sich die liberale Heuchelei enthülle vor der ganzen Welt. Glauben Sie mir, Schall, der nächste Tag wird der katholischen Sache besser dienen, als die zahlreichste Versammlung bisher; denn er wird die schlafenden Katholiken aufrütteln. — Mir ist nur bange wegen des Schmiedhannes. Der Herkules wird Beschimpfungen, Stöße und Schläge des Neckarschleims nicht ertragen, sondern d'rein hauen mit seinen eisernen Fäusten, — und Gegenwehr dürfte gefährlich sein.“

Mannheimer Pöbel.

Bis tief in die Nacht hatten die Schleimentsprossenen den Urstoff ihrer Bildung umgerührt, gegen die Casinomänner gewüthet in Worten, fürchterliche Vorsätze gefaßt und schließlich schwere Köpfe nach Hause getragen. Dann lagen sie in schweren Träumen, im Handgemenge mit den Ultramontanen, bis beim Erwachen die Ernüchterung kam und die Erinnerung, es seien heute die Fabriken geschlossen und Feiertag mit doppelter Löhnung.

Jeder Bahnzug des Morgens brachte viele Gäste, kräftige Männer vom Lande, in Mäntel gehüllt, oder ländlich einfach im Wamms. Alle blickten heiter und muthvoll, eine ganze Welt herausfordernd zum Zeugen ihrer festen Gesinnung und Standhaftigkeit gegenüber gesetzlicher Drangsal. Männer der Schreibstuben in großherzoglich façonirten Schnurr- und Backenbärten, in herrischer Haltung und gebietendem Wesen, wurden nicht bemerkt unter den Ultramontanen. Genannte Gattung lieferte kein bemerkbares Exemplar, allen Denkenden zum Beweise der Feindseligkeit des Bureau

gegen die Kirche, und der Abgestorbenheit des Beamtenthums für religiöse Ueberzeugung. Bei amtlich stabiler Anschauung von der Staatsallmacht ist dies natürlich. Nicht minder natürlich die Nothwendigkeit, die geknebelte und bureaukratisch unterjochte Braut des Herrn aus den Ketten staatlichen Götzendienstes zu befreien. Dagegen wurde klar, daß kirchliches Bewußtsein tiefe Wurzeln schlage im Marke des Volkes, im Bauernstande und lebenskräftigem Bürgerthum.

Endlose Wagenzüge, von angestrengt arbeitenden Locomotiven befördert, gossen ungezählt die Menge aus. Um den Bahnhof staute das Gedränge, Bekannte fanden sich, herzliche Begrüßungen, warme Händedrücke, geflügelte Worte in allen Dialekten des Landes Baden. Gebildete Reisende, vom Schicksale ausersehen, unter die Schwarzen zu gerathen, steuerten mühevoll durch das Gewühl nach dem ersten Fiaker, der ultramontanen Fluth zu entgehen.

Auch düstere Schatten fehlten nicht. Vorposten des Neckarschleims waren bis zum Bahnhofe ausgestellt. Schmutzige Gestalten tauchten auf unter ländlicher Sauberkeit, Galgenphysiognomien neben hellen Gesichtern. Schon begannen die Schleimthiere unverschämt und frech, Gifte des Hohnes auszuspeien. Es fielen bedeutsame Worte, und Tigeraugen sahen falsch auf die auserlesenen Opfer.

Bei jedem Zuge stand Fritz Schröter in der Halle, des gewaltigen Schmied harrend. Er kannte die Rie=

senstärke des Mannes, seinen Widerwillen gegen Verhöhnung und wußte, daß er keineswegs geneigt sei, dem Neckarschleim als Zielscheibe ausgeworfenen Unflathes zu dienen. Mithin war eine Belehrung unerläßlich und dem Landwirthe bange, aus dem Unbändigen ein fügsames Opferlamm zu machen.

Endlich kam der Schmied, — an der hohen breitschulterigen Gestalt in der Menge leicht erkennbar. Bahnbrechend schritt er vor dem Hochwürdigen, Pfarrer Freundschick, her und stand nun plötzlich vor dem Häuptling.

„Ah, — Herr Schröter, guten Morgen!“ rief er mit einer Stimme, die ein mächtiges Loch durch die schwirrende Masse gewöhnlicher Menschenlaute schlug. „Wie gut ist's, daß wir uns gleich da treffen! Hier bring' ich den Hochwürdigen, den Mühsam und noch ein Paar aus Waldhofen.“

„Recht so, Freundel“ versetzte Schröter, grüßend, händedrückend, kopfnickend nach allen Seiten.

Allein die Strömung war reißend, Stehenbleiben nur dem Schmied möglich, der wie ein Fels unbewegt der Brandung trotzte. Schröter sah manchen Bekannten vorübergleiten, unter diesen Heinrich Knapper, dem Helena's Vater einen zufriedenen Blick schenkte.

„Schmiedhannes,“ sprach der Landwirth, von allen Seiten angerufen, „wartet auf mich am ersten Hause der Straße. Ich habe Euch etwas zu sagen.“

Sodann begrüßte Schröter umständlich den greisen Pfarrer, redete mit Freuden, vertraute Einigen seine Erfahrungen von gestern, und zog endlich mit den Letzten nach der Stadt.

Die Klapperbuben vollzogen mit Lust ihre Aufgabe. Kurz vor Ankunft der Züge eilten sie aus allen Gassen herbei, standen in dichten Haufen beisammen, die Casinomänner durch ihre Klappern begrüßend. Die Ultramontanen blickten verwundert auf die kleinen Unholde. Sie belächelten die Musik, staunten über die große Menge ungezogener Buben in Mannheim, und sehr Wenigen kam der ungeheure Gedanke, es möchte die Ungezogenheit von der hochgebildeten Stadt in Dienst genommen sein.

Der Schmied verließ behäbig den Bahnhof, suchte das erste Haus, dem er sich langsam nahte, und sah oft zurück nach Schröter. Den Sinn der Klappermusik begriff der biederbe Schmied nicht.

„Schau, — schau," sprach er zu dem Casinomann, der gerade neben ihm ging, „was die Stadtbuben für eine närrische Mode haben! Ich finde die klapperige Musik gar nicht schön. Aber die Kerlchen verstehen es, die Instrumente geschickt zu handhaben und einen tüchtigen Lärm zu machen. Dazu braucht's eine lange Uebung, und die Bürschchen sind stolz darauf, ihre Kunst vor fremden Leuten zu zeigen. Raisonnabler

wär's freilich gewesen, hätten uns die Mannheimer mit einer schönen Regimentsmusik empfangen."

Am ersten Hause blieb der scharfsichtige Schmied stehen, ließ den Strom vorüberziehen und harrte des Gutsbesitzers.

Ferdinand weilte in der Nähe, sah den gewaltthätigen Mann, welcher das Schmählied auf den Papst unterbrochen, ihn mit blauen Malen bezeichnet und die Guitarre zerdrückt hatte, und pfiff seiner Meute. Die Auserwählten sprangen heran.

„Seht ihr den dicken, großen Kerl dort an der Ecke? Macht euch über ihn her, — verhöhnt ihn, werft ihm Koth in das Gesicht."

Der Schmied schob gerade die Pelzkappe nach der rechten Seite, ärgerlich brummend über des Häuptlings langes Ausbleiben. Da fühlte er an der linken Wange plötzlich ein kaltes Pflaster durch einen fühlbaren Wurf angeheftet. Rasch fuhr er nach der Wange, blickte zornig um, und sah, zur höchsten Verwunderung, drei schmutzige Knirpse, Koth in den Händen, auf ihn eindringen. Wieder sausten fehl gegangene Würfe um die Ohren des Schwarzen, der augenblicklich in starrer Ueberraschung die häßlichen, Gesichter schneidenden Creaturen betrachtete. Kaum hatte jedoch ein Wurf an die Nase den Herkules zur Besinnung gebracht, als er mit gewaltigen Sätzen die jungen Schleimthiere erreichte. Zwei sausende Ohrfeigen und ebenso viele Buben kollerten in

den Straßenkoth. Der Dritte flüchtete. Betroffen stand der Schmied vor den Niedergeschlagenen; denn Keiner rührte sich. Er nahm in jede Hand einen Buben und stellte sie auf die Füße. In demselben Augenblicke pfiff Ferdinand. Die Scheintodten liefen davon.

„Guck, — guck," brummte der Schmied, „ganz die Art von Molch und Kröte! Rührt man dieses Ungeziefer an, so stellt es sich todt. — Was ficht die Teufelsbuben an, Dreck auf mich zu werfen? Wahrhaftig, — sie haben mir den Mantel und gar die Pelzkappe beschmutzt!"

Schröter trat vor den reinigenden Schmied.

„Denken Sie, was mir da passirte," — und er berichtete den Vorfall.

„So, — geht es schon an? Darüber wollte ich gerade mit Euch reden," sprach der Landwirth. „Gehen wir da hinab, die Gasse ist leer und still. Ihr sollt Euch wundern, Schmiedhannes!"

„Ja, — ja, Sie haben ganz recht! Heut' ist ein Tag zum Verwundern. Zuerst die Klapperbuben, dann die Dreckbuben. Aber ich will die Kröten Raison lehren! Kommt mir noch einmal so ein zweibeiniges Murmelthier in den Weg," —

„Dann seht Ihr den Koth und verachtet ihn," unterbrach der Häuptling.

„Doch nicht, Herr Schröter, doch nicht!" widersprach der Schmied. „Koth tritt man mit Füßen. Ich lass'

mir nichts gefallen, — gar nichts, von diesen mannheimer Gassenbuben.“

„Seid ruhig, — hört mich an! Wenn schon die Ungezogenheit der kleinen Buben Euch diesen rothen Kopf macht, wie mögt Ihr die Rohheiten ausgewachsener Buben ertragen? Hört also: — Die Mannheimer haben berathen, beschlossen und festgesetzt, uns heute aus der Stadt hinaus zu prügeln.“

„Oho!“ — rief der Gewaltige, die starken Glieder dehnend.

„Schreit nicht so, — hört doch erst! — Die Gebildeten von hier haben das Proletariat, den Neckarschleim, den Pöbel bezahlt, uns zu verhöhnen, zu prügeln. Sogar die Schuljugend bekam heute frei und wurde angewiesen, durch Pfeifen, Geschrei und Klappern die Casinomänner zu empfangen.“

„Aha, — jetzt geht mir ein Licht auf!“ sagte der Schmied.

„An uns ist es,“ fuhr der Landwirth berathend fort, „alle Beschimpfungen und Gewaltthaten geduldig zu ertragen.“

„Was denken Sie, Herr Schröter?“ unterbrach der Unbändige. „Ich soll mich von jungem und altem Stadtgesindel beschimpfen lassen?“

„Ja!“

„Mich prügeln lassen?“

„Ja!“

„Mich zur Stadt hinaustreiben lassen, wie ein Schlachtvieh?"

„Ja!"

„Nein, — nein!" rief der Wilde, und seine schrecklichen Fäuste ballten sich zu Eisenhämmern. „Kann ich Einen langen, kriegt er Ein's auf's Maul! Und prügeln? Ei, — das wäre schön! Meinen Sie, ich sei da herein gekommen, mich prügeln zu lassen? Was denken die Mannheimer? Sind wir in Rußland? Sind wir unter Buschmännern, — unter Mongolen?"

„Nein, Schmiedhannes, wir sind just in einer hochgebildeten Stadt! Allein das Prügeln und Verspotten der Ultramontanen gehört eben zur mannheimer Bildung."

„Die ich mir nicht gefallen lasse, — durchaus nicht!"

„Um Gottes willen, schreit nicht so! Seht Ihr nicht, wie aus allen Fenstern Köpfe herausschauen auf uns?"

„Meinethalben, — ganz Mannheim kann auf den Schmiedhannes sehen, — liegt gar nichts d'ran! Aber prügeln lass' ich mich einmal nicht, — nein, von ganz Mannheim nicht! Hätt' ich nur das Hebeisen da, welches daheim hinter der Schmiedthür' steht! Kämen sie nicht mit Kanonen angerückt, dann sollte mein Hebeisen alles bezahlte Lumpenzeug in dem ganzen Nest kurz und klein hauen."

Fritz Schröter stand besorgt vor dem wüthenden Herkules.

„Seid vernünftig! Man muß etwas ertragen können um seines Glaubens willen. Millionen Christen wurden gemartert, — und Ihr wollt nicht einmal Hohn und Prügel erdulden?“

„Nein, — gewiß nicht! Ich bin kein heiliger Laurentius, der sich braten läßt von den Heiden, auch kein heiliger Petrus, der sich prügeln läßt von mannheimer Juden. Ich bin ganz einfach der Schmiedhannes von Waldhofen, und der läßt sich nicht hauen. Das wäre schön! Wir kommen da herein, halten Versammlung, wozu wir ein Recht haben, und das Stadtgesindel empfängt uns mit Klappern und Prügeln? Die Türken hätten so etwas nicht gethan, wären wir in ihre Stadt gekommen.“

„Gut! Nehmet an, die Mannheimer seien schlimmer, als Türken, — wollt Ihr den mannheimer Barbaren einen Gefallen erweisen?“

„Einen Gefallen? Wie so? Das versteh' ich nicht!“

„Gebt Acht! — Die Stadt Mannheim kennt die Pflichten der Gastfreundschaft sehr wohl, — nicht aus Muthwillen handelt sie an ihren Gästen frevelhaft; denn sie setzt alle Achtung ein, ihren besten Ruf, ihren Stolz und Anspruch auf Bildung. Was heute geschieht, wird Mannheim brandmarken vor Rechtssinn und Gesittung der ganzen Welt. So lange noch ein Stein auf dem andern liegt in dieser Stadt, wird er beschmutzt, beschimpft

und verrufen sein, weil er sich nicht erhob gegen die himmelschreiende Gewaltthat. Und wenn nach tausend Jahren die Stadt in Trümmern liegt, wird die Geschichte erzählen: Hier stand Mannheim, wo am dreiundzwanzigsten Februar achtzehnhundert fünfundsechszig mehrere tausend Christen von dem Pöbel dieser Stadt, auf Anrathen der Vornehmen, mit Prügeln und Knitteln zerschlagen, gesteinigt und zur Stadt hinausgetrieben wurden.“ — Die Besucher der Ruinen werden das lesen und denken: „Diese Trümmer bedecken ein verworfenes, entartetes Geschlecht.“ — Dasselbe wird die gerechte und gebildete Gegenwart denken. Sie wird ein scharfes Urtheil fällen, Mannheim verabscheuen und dessen Bildungsstufe beklagen. Mannheim heftet sich ein Brandmal an die Stirne, das nie vergeht, — eine Schmach, die niemals stirbt. Heute tritt Mannheim aus der Civilisation heraus und steigt herab zu den Rothhäuten der Urwälder Amerika's. — Glaubt Ihr nun, Mannheim beschimpfe sich unverwüstlich aus Leichtsinn? Meint Ihr, es verliere jeden Anspruch auf Bildung aus Laune? O nein! Diese Stadt opfert Ansehen, guten Ruf und Humanität ihrem — Hasse gegen das Christenthum. Sie fällt über uns her in der Absicht, die Volksbewegung gegen die nichtsnutzige Schulreform zu ersticken. Mannheim will uns reizen zur Gegenwehr, es will Schlägereien veranlassen und der Landesregierung das Recht

geben zu befehlen: „Das wandernde Casino ist hiermit verboten; denn es erzeugt Streit und Skandal!“ Indem Ihr nun Widerstand leistet, Euch mit dem Pöbel schlagt, thut Ihr gerade, was die arglistige Stadt will, was die Freimaurer wünschen. Deßhalb habe ich Euch gefragt: — Wollt Ihr den mannheimer Barbaren einen Gefallen erzeigen?“

Der Schmied war stehen geblieben, mit steigender Verwunderung Schröters Erklärung folgend. Jetzt stieß er die Pelzkappe tief in den Nacken, stemmte beide Fäuste in die Seite und glich einem Löwen, der sich anstrengt, ein Lamm zu werden.

„Wenn's so ist, Herr Schröter, will ich nichts sehen, — nichts hören, — nichts fühlen! Püffe und Stöße will ich ertragen, so geduldig wie ein Schaf.“

„Darauf gebt mir Eure Hand und Euer Wort, Schmiedhannes! Was Ihr da bei ruhigem Blute sagt, könnte später Euch reuen. Allein Wort und Handschlag werdet Ihr unter allen Umständen respektiren, das weiß ich.“

„Auf Wort und Handschlag, Herr Schröter! Nur eine Bedingung muß ich machen. Spöttereien, Püffe, Stöße und dergleichen, will ich hinnehmen, wie ein Schaf. Geht mir's aber an's Leben, — oder seh' ich, daß ein Casinomann von den Mongolen abgeschlachtet, gesteinigt, oder todtgeschlagen wird, — so versprech' ich

gar nichts! Sie müssen mir dann schon erlauben, meine Arme zu gebrauchen."

„Die Bedingung sei genehmigt; denn so weit, bis zu Mord und Todtschlag, wird es hoffentlich doch nicht kommen."

Im Laufe des Morgens hatten viele Casinomänner die sehenswerthe Jesuitenkirche besucht. Einige hundert Männer knieten betend in den Stühlen, oder saßen betrachtend. Viele beredete gläubiger Sinn, Gottes Segen für die Tagfahrt zu erflehen, und ländliche Einfalt erschien vertrauend vor dem Allerhöchsten. Keiner ahnte die Hagelbildung eines schweren Wetters, das emporstieg aus Sumpfgründen des Neckar, feindselig den Rücken und Köpfen der Ultramontanen. Einbildungskräftige sahen bereits Lindau, Brummel und andere Meister des Wortes auf der Kanzel, mit scharfen Streichen die colossale Tyrannei der Schulreform geißelnd, und mit eisernen Kolben die verhaßte Gewissensknechtung zerschlagen. Gutmüthige Ehrlichkeit sah die Zweifelnden Mannheims belehrt, überzeugt von der Rechtlichkeit des Widerspruches, gewonnen für Gewissensfreiheit und durch schlagende Gründe hinüber gezogen zur Streitmacht des Casino's.

„Nicht wahr, ihr Mannheimer," dachte Mancher lächelnd in den Kirchenstühlen, „bisher habt ihr nicht gewußt, was für großes Unrecht uns geschieht! Ihr habt

die Gefahr nicht erwogen, die uns bedroht durch den höllischen Geist der Schulreform! Ihr habt nicht beachtet, wie eure Kinder zum Unglauben in die Schule gezwungen werden sollten! Darum sind wir zu euch gekommen mit unseren Anwälten, damit euch die Augen aufgehen, und auch ihr einsteht für Glauben und Religion."

So dachten hoffnungsvoll die Aufrichtigen.

Da fiel ein schriller Mißton in die harmonische Betrachtung. Befehlende Stimmen wurden laut in der Kirche. Betrachtung und Gebet sahen gestört empor. Ein halbes Dutzend Gensdarmen schritt säbelklirrend und commandirend durch die Gänge.

„Ihr Leute," rief der Führer der Bewaffneten, „verlaßt augenblicklich die Kirche!"

Erstaunt, betroffen standen die Casinomänner. Sie begriffen nicht, wie man sie aus dem Hause Gottes hinausweisen konnte, das sie in frommer Gesinnung und bester Absicht betreten.

„Vorwärts! Wird's bald?" riefen barsch die Uniformirten. „Alle hinaus, — wer sich weigert, wird verhaftet!"

Die Männer gehorchten ohne Widerspruch. Die Gensdarmen verschlossen die Kirchenthüren und hielten die Eingänge besetzt.

Auf dem Platze vor der Kirche standen die ausgewiesenen Ultramontanen, Sinn und Bedeutung der

Säbelherrschaft im Gotteshause erwägend. Indessen blieb zur langen Erwägung keine Zeit. Aus allen Straßen strömten Casinomänner, zur Vereinigung in Masse, nach dem Bahnhofe. Der letzte Morgenzug hatte noch einige Hundert gebracht, und jetzt zogen über viertausend Katholiken in die Stadt nach der Jesuitenkirche.

Ganz Mannheim fand die ultramontane Streitmacht imposant; denn es waren die Viertausend nur Abgesandte einzelner Gemeinden, hinter ihnen standen Hunderttausende.

Herr Blendung sah auf den Strom herab, der sich endlos durch die Straße wälzte, und schüttelte bedenklich das Haupt.

„Mir selbst unerwartet zahlreich!" sprach er. „Die Bewegung hat Verhältnisse angenommen, welche Alles befürchten lassen."

„Nun, — so gefährlich ist es doch nicht," sagte Wolf geringschätzend. „Vier bis fünf Tausend Ultramontane, — höchstens!"

„Jeder Anwesende vertritt hundert Abwesende," sagte Blendung. „Angenommen, es seien nur Viertausend, so repräsentiren diese eine Masse von mindestens viermalhunderttausend Schwarzen. Mißlingt der zweite Dezember, — dann ist unsere Niederlage unabwendbar. — Nun?" — wandte sich der Millionär fragend an einen Herrn, der eilig herein kam.

„Alles in Ordnung!“ antwortete der Gefragte. „Unsere Proletarier sind wüthend. Hören Sie, — das Vorspiel beginnt schon!“ — wüstes Schreien und Getöse schallte herauf. „Viele Wissende haben sich unter die Massen gemischt. Wahrscheinlich bricht der Kampf vor der Jesuitenkirche los; denn dorthin ziehen die Clerikalen. Brummel und Lindau bestürmen die Behörde wegen Ueberlassung der Jesuitenkirche. Die Argumente des Rechtsanwaltes beweisen schlagend, es sei unmöglich, die verlangte Kirche gesetzlich zu verweigern. Wären heute nicht alle Gesetzesbanden gelöst und eine gemüthliche Revolution gestattet, die Behörde dürfte sich kaum der Anfälle des rechtskundigen Schwarzen erwehren,“ — schloß lachend der Berichterstatter.

Blendung schritt ruhelos durch das Zimmer. Wachsendes Geschrei, Klappern und Tumult drangen aus der Ferne.

„Mir ist zu Muthe,“ sprach Wolf, „als stünden wir vor der sicilianischen Vesper, oder am Vorabend der Bartholomäusnacht. Hört nur, — was für ein Höllenlärm!“

„Eilen wir zu Fuchs!“ drängte Blendung. „Die Fenster seines Hauses gestatten freien Ueberblick des Theaterplatzes und des Raumes vor der Jesuitenkirche.“

Die Katholiken waren unter dem Geklapper vorausziehender Schuljugend die Straße hinabgeschritten, ruhig,

geduldig, lächelnd über den aufgeführten Skandal. In allen Straßenmündungen durchschnittener Quadrate standen schmutzige Gestalten, höhnend, lachend, pfeifend. Aus vielen Fenstern wurden auf die Casinomänner Beschimpfungen herabgeworfen, die jedoch spurlos im allgemeinen Tumulte verschwanden. Bis zur Jesuitenkirche waren die Ultramontanen in geschlossenen Reihen marschirt, dort aber mischte sich unsauberer Neckarschleim unter die klare Fluth. Bis über den Theaterplatz hin drängten die Massen. Die Katholiken hörten verwundert ausgesuchte Worte des Hohnes, grobe Beschimpfungen, schmerzende Stichreden. Sehnsüchtig blickten sie nach der verschlossenen Pforte der Kirche, wo Gensdarmerie, Polizei und Regierende der Stadt Wache hielten.

Immer frecher wurden die Schleimthiere. Schon zeigten sie Gebiß und Krallen, durch Püffe und Stöße die Schmähreden unterstützend. Unter vielen Blousen wurden Gegenstände kennbar, deren Formen Knitteln, Hämmern und Steinen glichen.

Auch das zarte Geschlecht Mannheims bekannte rühmlich den Geist urstofflicher Bildung. Elegante Damen durchschritten an den Armen feiner Herren die Reihen der Gäste, stachen dieselben mit spitzigen Reden, züngelten giftig und zeigten scharfe Katzenklauen.

Und die Katholiken bewiesen seltene Geduld. Spott und Schmähreden, Püffe und Stöße ertrugen sie lammfromm.

Der greise Freundschick stand zwischen Mühsam und dem Schmiedhannes.

„Nur ruhig, — nur ruhig!“ mahnte klug der Pfarrer. „Seht und hört nicht! Denkt, es sei Charfreitag heute.“

„Das kann man recht gut denken; denn es laufen Juden genug da herum,“ sagte der Schmied. „Was die Kerle für Reden führen! Wo haben sie das Zeug nur alles her? Ich könnt' ein ganzes Jahr d'rauf sinnen, brächt' aber so ein Gespött nimmer fertig.“

„Weil der böse Geist dieser Menschen nicht in Euch ist, Schmiedhannes,“ belehrte der Pfarrer.

Ein Herr im Paletot ging vorüber, ihm zur Seite eine junge Dame.

„Da sieh', schon wieder ein Hirt!“ rief sie, höhnend auf den greisen Pfarrer deutend. „Und was für dummglotzende Schafe um ihn stehen!“

„Doch lieber ein Schaf, als eine Gans!“ rief zornig der Schmied entgegen.

„Er ist ein Flegel!“ fuhr der Herr auf.

„So, — das hab' ich noch nicht gewußt,“ sprach verwundert der Schmied. „Uebrigens sind Flegel recht gut, um die frechen Mäuler in Mannheim zu dreschen.“

„Warte nur, schwarze, verpfaffte Canaille, — du sollst gedroschen werden!“ rief drohend der Herr und schritt vorüber.

„Schweigt doch, schweigt!“ bat Freundschick. „Laßt sie höhnen und spotten, endlich werden sie müde und hören von selbst auf.“

„Ja, — wenn ich eine Geduld hätt', wie Sie, Herr Hochwürden! Lang' hab' ich geschwiegen, jetzt kann ich nimmer. Leid thut mir's nur, daß ich meine Händ' fest gebunden hab' durch ein Versprechen an Schröter, sonst hätt's schon ein paar fette Maulschellen abgesetzt. Da stehen wir, — 's ist wahr, gerad' wie Schafe, so geduldig! Die Kerle gehen vorbei, verlachen, verspotten uns. Sind wir denn herein gekommen, uns zum Narren halten zu lassen vom Neckarschleim und von herrisch gekleidetem Gesindel?“

Die Frage des wackeren Schmied wurde durch einen Stoß gegen seinen Rücken beantwortet. Waldhofens Herkules wandte sich um, wie ein ergrimmter Stier. Zwei Blousenmänner standen insultirend vor ihm.

„Kann Er nit Platz machen?“ rief ein Schmutziger. „Einen Buckel hat Er, wie ein Kameel. Hat Er seinen Pfaff hereingetragen auf dem Kameelsbuckel?“

„Was steht ihr da und gafft die Jesuitenkirch' an?“ rief der Zweite. „Ihr kommt doch nit hinein! Das ganze Jahr wird dummes Zeug genug geschwätzt in der Kirch' von den Pfaffen, — euer Geschwätz isch g'rad' überflüssig.“

„Ho, — wie er Feuer speit mit den Augen, — paſſ' auf, er beißt!" höhnte der Erste.

„Beißen? Thäten sie nur beißen, die hundsföttischen Kerle, — damit wir Grund hätten, ihnen die Zähn' einzuschlagen."

In dieser Weise trug schmutziger und eleganter Pöbel Spott und Hohn durch die ultramontanen Reihen. Aber die Langmuth der Schwarzen blieb unerschütterlich; denn Allen war die Absicht klar, durch verletzende Spöttereien und Püffe Gesetzlosigkeiten zu veranlassen. Die geistlichen Hirten, durch die große Heerde vertheilt, mahnten unausgesetzt zur Ruhe und dämmten klug ausbrechende Entrüstung. Sohin wollte die Hetzjagd auf das angekündigte Schwarzwild nicht gedeihen, es blieb nur beim Kläffen der Meute. Und die leitenden Jägermeister sahen mißvergnügt, wie das Wild sich widerstandslos zerren und beißen ließ, ohne Schmerzensschrei, ohne Gegenwehr. Schon begann Blendung am Gelingen des zweiten Dezember zu verzweifeln, auf „das Aushauen des Schwarzwildprets," in die Küche des Fortschrittes, trostlos zu verzichten. Da trieb ein Umstand die Schwarzen dennoch in die ausgespannten Netze.

Mit den Landesgesetzen und dem Polizeibuche in der Hand, war Herr Brummel für das Oeffnen der rechtswidrig verschlossenen Kirche thätig gewesen, — ohne jeden Erfolg. Deßhalb wurde beschlossen, die Wanderung

nach Ludwigshafen fortzusetzen und dort, unter dem Schutze des blauweißen Banners, zu tagen. Eine kräftige Stimme rief den Beschluß über die harrende Menge. Die Stimme wurde vernommen, nicht aber verstanden, ob des Lärmens.

„Ruhig, — still'!" rief es von allen Seiten.

Auch die Schleimthiere forderten Stille und reckten neugierig die Köpfe. Das Getöse verstummte.

„Hinüber nach Ludwigshafen!" rief die Stimme wieder.

Das wandernde Casino kam in Bewegung. Diesen Augenblick benützten schlau der Pöbel und seine Lenker. Ein wildes Chaos von Tönen brach los. Es pfiff, schrie und heulte ganz entsetzlich.

„Hinaus mit ihnen, — fort, — schlagt sie todt, — steinigt sie, — erschlagt alle Pfaffen! Wo ist der Brummel? Hängt ihn, — zerreißt ihn!"

Drohungen und Forderungen dieser Art zerrissen die Luft. Hämmer, Todtschläger und Knittel, bisher verborgen gehalten, wurden von Ergrimmten geschwungen. Die Masse auf dem weitgedehnten Platze glich einem sturmgepeitschten See, aus dem Klagetöne geschlagener, getretener Ultramontanen aufschlugen und sich vermischten mit dem Gebrüll des mannheimer Pöbels. Und je mehr der Pöbel brüllte, desto wüthender wurde er. Die Musen des angrenzenden Theaters sahen kopfschüttelnd

hernieder auf das Getümmel, auf knittelschwingende Fäuste und rasende Geberden. Seit hundert Jahren bemüht, den Neckarschleim in menschliche Formen zu gießen, durch den Reiz des Schönen Gesittung und Bildung zu fördern, mußten sie jetzt zu ihren Füßen die unbändigste Wildheit des Neckarthieres entfesselt sehen.

Auch Schiller blickte traurig von seinem hohen Standpunkte. Auch ihm erschien die Masse, wie ein tobender See, über dessen Spiegel die scheußlichsten Ungethüme der Tiefe auftauchten. Vergebens schwang er das Manuscript seiner „Räuber" über den Entmenschten, vergebens rief sein veredelnder Geist die Wüthenden an. Die Tiefe heulte und brüllte fort: „Hinaus, — d'rauf, — schlagt sie todt!"

Nach allen Richtungen zerstäubten die Ultramontanen, verfolgt, gehetzt, geprügelt und gestoßen. Der Hauptstrom stürzte in wilder Flucht nach dem Schloßgarten. Dort, wo ein Thorweg in den Garten mündet, staute die gehetzte Menge der Katholiken. Das nachdrängende Proletariat warf Steine, schlug mit Knitteln und Prügeln auf erreichbare Rücken. Viele Blousenmänner sprangen, wie schnaubende Tiger, auf die Mauer, ihre Taschen durch Steinwürfe gegen die Flüchtigen entleerend. Hüte und Mützen flogen von den Köpfen, Schmerzensrufe Getroffener hallten durch den Garten. Dort floß auch das erste Blut. Ein Wüthender schwang

sein blankes Messer, stürzte auf einen greisen Bürger aus Eppelheim los und stach in dessen Haupt. Ein Blutstrahl schoß hervor. Der Mann wankte und wurde von flüchtenden Katholiken fortgetragen.

Den greisen Freundschick hatte das Getümmel von den Seinigen getrennt. So rasch die altersschwachen Beine vermochten, eilte er durch die Straße, hinter ihm her die wilde Meute.

„Dort ist ein Pfaff!" hörte er rufen, und heran keuchten die Gräßlichen. Steine sausten um Freundschicks Haupt, der Hut fiel durchlöchert herab, wohlgezielte Würfe trafen den Rücken, — der Greis eilte in Todesängsten. Allein die Verfolger ließen nicht ab, den fortwankenden Mann zu bewerfen. Er blieb stehen und wandte sich bittend nach den Feinden. In demselben Augenblick traf ein Stein die Schläfe, Blut rann, Freundschick taumelte wie ein Betrunkener, und brach zusammen.

Um ihn her standen fluchend die Gewaltthätigen.

„Der Pfaff hat seinen Theil!" rief ein Schäumender.

„So sollten alle Pfaffen da liegen," rief ein Anderer. „Fort, — laßt ihn vollends kreppiren!

Freundschick lag bewußtlos. Ein Standesgenosse in jugendlichem Alter, von einer Judenrotte gehetzt, rannte vorbei. Er sah den blutenden Greis, blieb stehen und beugte sich helfend nieder. Und die Juden fielen über den Barmherzigen her, schleuderten ihm den Hut vom

Kopfe, Einer trat frech heran, und schlug wiederholt mit flacher Hand in das priesterliche Angesicht. Der Wackere ertrug die Schläge, wich nicht von Freundschicks Seite und blickte nach Hilfe umher. Jetzt rief er zwei Polizeibeamte heran. Der immer noch bewußtlose Hirt von Waldhofen wurde emporgehoben und in einen Fiaker gesetzt. Mit dem jungen Geistlichen bestiegen die Beamten den Wagen, der in raschem Trabe davonrollte. Eine Pöbelrotte stürzte nach, zertrümmerte alle Fensterscheiben der Chaise, ohne Rücksicht auf die Schutzleute. Das Wuthgeheul der Canaille, Peitschenhiebe und Steinwürfe machten die Pferde scheu. Sie rannten in sausendem Galopp den Fruchtmarkt entlang, glücklich die Bedrohten entführend.

Fritz Schröter war nicht der Ausströmung der Massen gefolgt, sondern abwartend an der Kirchenpforte stehen geblieben. Er sah die geschwungenen Stöcke und Knüppel, die Stöße und Schläge auf seine Glaubensgenossen, er hörte das Gebrüll der Wüthenden, und den unerschrockenen Mann befiel Bangigkeit.

„Es ist doch unverantwortlich, dergleichen zu dulden!“ rief er dem neben ihm stehenden Gensdarmen zu. „Sehen Sie, dort zerreißen drei Schurken einen wehrlosen Mann! Gibt es keine schützende Polizei in Mannheim?“

Der Angerufene zuckte die Achseln.

„Wir stehen auf unserem Posten!“ antwortete er gleichgültig.

Die Menge war davongestürmt. Der Landwirth schritt über den Platz, stand auf dem Punkte, wo sich die Straßen durchschnitten und spähte nach verschiedenen Richtungen. Allenthalben sah er in der Ferne eilende Menschen, vom Rhein herüber gellte das Wuthgeheul des Pöbels. Auch Schröter lenkte seine Schritte nach dem Schloßgarten. Bald sah er am Boden die Spuren vollbrachter Gewaltthaten, zertretene Hüte, abgerissene Kleidungsstücke, Blutlachen. Zwischen den Baumstämmen des Parkes liefen gehetzte Katholiken, viele ohne Kopfbedeckung und blutend. Von der Rheinbrücke her stürmte unaufhörlich wildes Getöse. Er gedachte seines Pfarrers, und das rasende Geschrei: „Schlagt die Pfaffen alle todt!“ trieb ihn vorwärts.

Als Schröter in der Nähe des europäischen Hofes den Garten verließ und die Straße zur Rheinbrücke betrat, bot sich ein haarsträubendes Schauspiel.

Eine Rotte, schnaubend und rasend, war in voller Thätigkeit begriffen. Am Boden lag ein Geistlicher, von zwei Kerlen an den Füßen durch den Koth geschleift. Andere hatten Stöcke in den Händen und schlugen unbarmherzig auf den Geschleiften los. Der Geistliche stieß Schmerzenslaute hervor, sträubte sich mit beiden Händen gegen das Schleifen und rief flehend seine Quäler an.

Vergeblich! Die häßlich verzerrten Gesichter und wüsten Grimassen der Neckarthiere verkündeten zur Genüge, es sei ihnen jedes Menschengefühl entschwunden.

„Schlagt ihn todt den Pfaff, — hin muß er werden, — in den Rhein mit ihm!“ heulten die Unholde.

Einige Casinomänner des Laienstandes, wahrscheinlich dem Geistlichen zu Hilfe eilend, lagen im Handgemenge mit den Proletariern und wurden unmenschlich zerschlagen. Das Bild wurde immer wilder und blutiger. Die Häßlichkeit des Gemäldes zu steigern, standen einige elegant gekleidete Mannheimer bei Seite, lächelten zur „Abklopfung“ der Ultramontanen und sahen verächtlich auf den Cleriker im Straßenkoth.

Schröter stand unbeweglich, betäubt von Schmerz und Entrüstung. Es drängte ihn, den Geschleiften zu retten, ohne Rücksicht auf persönliche Gefahr. Er stürzte heran, stieß die Schleifenden zurück und donnerte die Rasenden an.

„Ihr Unmenschen, — hinweg! Wollt ihr den Herrn umbringen?“

Unverzüglich hoben sich Knittel gegen den Landwirth, schmutzige Fäuste ballten sich gegen sein Haupt.

„Den laßt gehen, — er ist kein Casinomann, — er ist ein Fruchthändler,“ rief abwehrend ein Häßlicher, der am vorigen Tage den rechnenden Gutsbesitzer im Bierhause gesehen.

„Was?“ schrieen zehn Andere entgegen. „Ein Pfaffenknecht ist er, — auf ihn!“

Da schlugen Trommeln Sturmlauf. Eine Abtheilung Militär rückte mit gefällten Bajonetten heran. Das Gesindel stäubte fluchend auseinander.

Ein Eleganter trat vorwurfsvoll vor Schröter.

„Machen Sie, daß Sie zur Stadt hinauskommen, — wir stehen nicht gut für Ihr Leben! Wenn das Volk empört ist, kann Alles geschehen.“

„Was Sie da sagen, mein Herr,“ versetzte der Landwirth erregt, „paßt für eine Stadt, wo Cannibalen hausen! Dort ist die Warnung gerechtfertigt: „Machen Sie, daß Sie zur Stadt hinauskommen, wir stehen nicht gut für Ihr Leben; denn Sie sind mitten unter Cannibalen!“ — Ist auch Mannheim zur Stadt der Unmenschlichkeit geworden? Hat Mannheim das Recht, friedliebende Männer zu mißhandeln? Schämen Sie sich!“

„Was?“ riefen Ergrimmte dazwischen. „Sie sind die Hetzer, — Sie haben die Revolution hieher gebracht!“

„Das ist eine Lüge!“ rief Schröter entgegen. „Aber die Wahrheit ist: — Das liberale, gebildete Mannheim hat seinen Pöbel gegen badische Bürger gehetzt. Ja, — so ist es, — zerreißt mich, — es ist so! Mit dem Blute schuldloser Menschen hat Mannheim in den Straßenkoth geschrieben, wie es Humanität und Freiheit versteht.“

Wüthendes Geschrei unterbrach den Furchtlosen. Abermals wirbelten Trommeln.

„Auseinander!" befahl der Offizier. „Wer stehen bleibt, wird verhaftet!"

Schröter ging nach der Rheinbrücke. Dort zog ihm der Schmiedhannes an der Spitze eines Häufleins zagender Katholiken entgegen. Der Mantel des Schmied war mit Koth bedeckt, das Gesicht blutig, die Augen wild, die Züge furchtbar. In beiden Händen trug er schlagfertig eine wuchtige Stange, für gewöhnliche Menschenkräfte eine Last. Er aber schwang die Waffe leicht, rief mit Donnerstimme entgegenstrebenden Pöbel an, hob drohend den jungen Baumstamm, und die Neckarthiere wichen scheu dem Schrecklichen aus.

„Wer uns anrührt, den schlag' ich todt!" — verkündete der Herkules, in weit ausholenden Schritten auf dem Rückzuge nach dem Bahnhofe begriffen.

„Schmiedhannes, — wohin?"

Der Angerufene und dessen Schützlinge machten Halt vor dem Landwirthe.

„Himmel, Herrgott, — hätt' ich Ihnen nur das Versprechen nicht gegeben!" rief unwillig der Schmied. „Was ich ausgestanden hab', kann in zehn Büchern nicht geschrieben werden. Und in dem Zorn, den ich verschluckt hab', könnt' ganz Mannheim versinken. Da sehen Sie diesen Geistlichen," — und er deutete auf einen Pfarrer mit zerrissenen Kleidern. „Wär' ich nicht gerad' noch beigesprungen, das Lumpenzeug hätt' ihn wahrhaftig in den Rhein geworfen."

Anrückendes Militär unterbrach den Erzähler.

„Habt ihr unseren Hochwürdigen nicht gesehen?“ frug Schröter.

„Er wird drüben in Ludwigshafen sein,“ antwortete Mühsam. „Kommen Sie bald nach!“

„Auseinander, — vorwärts!“ commandirte der Offizier.

Während der Schmied die Verschüchterten sicher nach dem mannheimer Bahnhofe geleitete, suchte Schröter seinen Pfarrer vergebens in Ludwigshafen. Er frug viele Bekannte, keiner wußte Auskunft. Dagegen vernahm er Unerhörtes über bestandene Mißhandlungen, sah blutige Köpfe und zerschlagene Glieder. Von solchem Entsetzen waren die Meisten erfüllt, daß sie die Rückkehr nach Mannheim nicht wagten, sondern durch die bayerische Pfalz heimfuhren. Schröter hingegen machte der Furcht kein Zugeständniß. Nach langem Suchen überschritt er die Rheinbrücke. Diese hatten mittlerweile Truppen besetzt und Bajonette rasch der Schreckensherrschaft ein Ende bereitet. Schröter nahm den kürzesten Weg nach dem Bahnhofe durch den Schloßgarten, und dort sollte er Zeuge einer Schlußscene der aufgeführten Tragödie sein.

Ferdinand Blendung hatte mit seinen Erlesenen Rühmliches vollbracht, die heranwachsende Canaille weidlich gehetzt, manches schwarze Haupt blutig werfen lassen, persönlich mit Hohn nicht gekargt, und in bange

Ultramontanengesichter verletzenden Spott geschleudert. Dennoch wanderte Ferdinand unbefriedigt, mürrisch von der Rheinbrücke nach der Stadt. Den verhaßten Geliebten der schönen Helena, den Abtrünnigen vom Bunde des Frohsinnes, den gläubig entschlossenen Heinrich hatte er umsonst gesucht. Auf dem Theaterplatze hatte er ihn gesehen, den beneidenswerth Blühenden feindselig umkreist, ihm das verächtlichste Lächeln geschenkt, — und dann hatte die reißende Strömung das auserschene Schwarzwild verschlungen.

„Mein Zorn brennt fort!" brummte Ferdinand. „Die Hetzjagd hat die flammende Entrüstung nicht abgekühlt; denn ihn, von allen Pfäffischen am meisten verhaßt, ihn zu jagen, war mir versagt. — Doch, — was seh' ich? Bei allen Göttern, — er ist es!"

Und es war keine Täuschung. Heinrich kam raschen Schrittes daher.

Ferdinand pfiff. Die Buben sprangen heran.

„Wir haben keine Steine mehr!"

„Verflucht, — greift nach Koth! Seht ihr den Burschen dort? Seid Teufel, thut euer Bestes, — werft ihn schmutzig von den Füßen bis an die Stirne!"

Die Gedungenen scharrten Koth zusammen, auch Kieselsteine fanden sich.

Der Pfad, den Heinrich wandelte, mündete in den Weg seines Feindes. Die jungen Männer gingen sich

eine kurze Strecke entgegen. Heinrich sah die kleinen Bestien heranstürzen, zähnefletschend, schimpfend, frech lachend, Steine und Koth in den schmutzigen Händen. Dann sah er Ferdinands höhnisch lächelndes Gesicht, errieth Alles und blieb stehen. In rascher Folge trafen ihn Stein- und Kothwürfe. Der Hut fiel herab, Schmutz bedeckte sein Gesicht, seine Kleider, ein scharfer Stein zerriß die Wange. Heinrich wehrte der Mißhandlung nicht, von ihm kaum beachtet. Er stand mit verschränkten Armen und sah auf Ferdinand, der grinsend das entzückende Schauspiel betrachtete, die schimpfende, werfende Brut ermunternd.

In diesem Augenblicke kam Fritz Schröter unter den Bäumen daher, sah den Vorgang, erkannte zur höchsten Ueberraschung die vormaligen Freunde und stand beobachtend hinter dem Stamm einer Silberpappel.

Heinrichs duldende Ruhe setzte in Erstaunen. Die Körperkraft des jungen Mannes hätte ohne bedeutende Anstrengung der Feinde sich erwehren können. Er aber litt ohne Widerspruch. Schröter glaubte sogar, in dem beschmutzten Gesichte ein siegreiches und glänzendes Lächeln zu bemerken. Blendung hingegen erschien, wie ein Geist der Nacht, hämisch, Grimm und Haß in den bleichen Zügen. Selbst die Neckarthiere wurden stutzig. Der edle Stolz, die schweigende Verachtung des schönen Burschen beschämte und entwaffnete sie. Sie wichen

zurück, sahen fragend auf Blendung, und gewahrten betroffen eine häßlich verzerrte Fratze.

„Herr Blendung," sprach Heinrich mit natürlicher Hoheit, „ich danke Ihnen! Nachdem ich bisher von Steinen und Prügeln verschont geblieben, gaben Sie endlich Gelegenheit, für meine religiöse Ueberzeugung etwas zu dulden."

„Und ich danke Ihnen, für die genußreiche Rolle eines dummen Schafes aus der großen Heerde der Gläubigen," versetzte der Bleiche, widerwärtig lachend. „Sie haben ganz das Zeug für einen Martyrer! Ihr Knechtssinn erlaubt sogar dem Straßenkoth, von Ihrem Gesichte Besitz zu ergreifen.'

„Sie wären demnach von meiner vollständigen Bekehrung aus dem Banne Ihrer Geistesrichtung überzeugt, Herr Blendung?"

„Vollkommen! Mich wundert nur, wie ein Mensch, der für geistige Sklaverei erschaffen ist, einen Augenblick der Bildung und Freiheit angehören konnte."

„Und ich beklage, meine Seele mit jener Bildung und Freiheit jemals beschmutzt zu haben, von der Sie eben, und Ihre gebildete Vaterstadt diesen Nachmittag, Proben abgelegt. Mein Umgang mit Ihnen ist gesühnt! Sie und Ihre Buben hätte ich ohne Mühe zertreten können, bevor sie den zweiten Stein warfen. Ich that es nicht, — weil die Schuld, selbst dem Schlechten

gegenüber, eine Sühne fordert. Ich hatte Ihnen das Recht gegeben, mich für einen Aufgeklärten zu halten, — dieses Recht haben Sie fernerhin nicht mehr. — Schließlich empfangen Sie die Versicherung meiner tiefsten Verachtung für Ihre gerühmte Bildung und bodenlose sittliche Verkommenheit!"

„Bravo, — bravo!" rief eine kräftige Stimme.

Ferdinand schaute zurück, erkannte den nahenden Gutsbesitzer von Waldhofen und schritt eilig von dannen.

Fritz Schröter stand bewegt vor dem verlegenen jungen Manne.

„Du hast Dich Deines Aussehens nicht zu schämen, Heinrich!" sprach er. „Alles habe ich gesehen, gehört und verstanden. Du hast Deinen befleckenden Umgang mit jenem Nichtswürdigen ehrenvoll gesühnt, und mir hast Du die Ueberzeugung von aufrichtiger Besserung abgerungen. Heinrich, — Alles Vergangene sei vergessen!"

Er nahm die Rechte des Jünglings und drückte sie warm. Sodann zog er sein Taschentuch hervor und reinigte vom Schmutze Heinrichs Angesicht, der stille hielt, wie ein glücklicher Knabe.

„Du blutest, — ein Riß in der Wange, — ganz ungefährlich! Hoffentlich gibt das eine kleine Schramme, zur ewigen Erinnerung an die Sühne im Schloßgarten zu Mannheim. Helena wird die Schramme nicht ent=

stellend finden, wenn ich ihr den künftigen Eheherrn vorstelle," — schloß lächelnd der Landwirth.

Diese plötzliche Wendung stürzte den Jüngling in einen Wirbel anstürmender Empfindungen unaussprechlichen Glückes. Er stand mit geöffnetem Munde, ohne ein Wort hervorzubringen, die Brust erbebte unter gewaltigen Herzschlägen, in den Augen erschienen volle Tropfen.

„Wir sind im Schloßgarten zu Mannheim, Heinrich! Komme nur, damit wir den Zug nicht verfehlen."

Er nahm den Arm des Sprachlosen unter den seinigen, und brachte den vom Glücke Berauschten ohne weitere Hindernisse nach dem Bahnhofe. —

Blendungs zweiter Dezember hatte die beabsichtigte Wirkung. Im Interesse öffentlicher Ordnung wurde das wandernde Casino durch einen Machtspruch der Herrschenden unterdrückt.

Das geistige Mordinstrument des Herrn Knies, die Schulreform, war gerettet.

Und Salomon Nathan wurde die schwierige Aufgabe, Mannheims gefährdeten Ruf zu schirmen, die begangenen Unmenschlichkeiten anständig zu umkleiden, die beleidigte Bildung zu beruhigen. Und Herr Nathan genügte vollständig seinem gläubigen Publicum.

„Wie es bei allen derartigen Anläßen zu gehen pflegt," schrieb er, „so auch bei dem gegenwärtigen, bei

welchem den Ansichten und Gefühlen der weitaus größten Anzahl der Bevölkerung, durch das rücksichtslose Beharren auf der Abhaltung des Casino's gerade in hiesiger Stadt, die von den Wühlereien gegen das Schulgesetz nichts wissen will, in's Gesicht geschlagen werden sollte. Als die auswärtigen Casinoleute in Masse, trotz dem Verbote, zu der auf gestern angesagten Versammlung erschienen, wurden sie vom Volke unter äußerst tumultuarischen, von Mißhandlungen aller Art und sogar von Verwundungen begleiteten Scenen empfangen, auseinander gesprengt und unter großem Scandal nach Ludwigshafen getrieben. Die Furcht vor der mannheimer Lynchjustiz war bei vielen Casinomännern so groß, daß sie die Rückreise in ihre Heimath durch die Pfalz machten. — Die Moral vom Ganzen ist aber eine freudige, erhebende: — In Mannheim ist kein Boden für die Schwarzkutten und ihren Anhang."

So schrieb Herr Salomon Nathan, und mit ihm die Gesammtpresse der Bildung, — Humanität, — Liberalität und — Freiheit!!

Ausgang des „Vorjemeeschters“.

Die Blutarbeit des mannheimer Pöbels hatte jedes menschlich fühlende Herz empört. Ein Schrei der Entrüstung hallte durch ganz Deutschland, und dieser Schrei weckte manchen schlafenden Ultramontanen aus stumpfer Gleichgültigkeit. Ohne Absicht hatten Blendung und Genossen katholisches Bewußtsein gekräftigt und gefördert.

Vorzüglich schritt der Engel des Zornes durch Waldhofen. Dort saßen jeden Abend Neugierige um den erzählenden Schmiedhannes und Christoph Mühsam, und oft geschah es, daß hervorbrechende Entrüstung der Hörer die Kunde von den Thaten zu Mannheim entzwei schnitt.

„Ich kann's euch gar nicht sagen, wie's eigentlich war, — man muß das selber gehört und gesehen haben,“ versicherte der Schmied. „Die Mannheimer hatten Gesichter so frech, — so wüst, — so häßlich, abscheulich, wie die Teufel. Spottreden führten sie, wie kein rechtschaffener Mann sie erdenken kann, — ich glaub' fast die Kerle sind beim Teufel in die Schul' gegangen.

Und was für ein Geschrei, — was für ein Gebrüll und ein Geheul sie ausstießen! Denkt euch: da geht auf einmal vor euren Füßen der Boden weit auf, — es gibt einen Abgrund, und aus dem Abgrund hervor stürzt die ganze Hölle, brüllend, pfeifend, rasend, tobend, — so war's akkurat vor der Jesuitenkirch'. Denkt euch, jeder Teufel hat einen Knüppel, oder Prügel, oder Hammer, oder Steine, — und dieser ganze Teufelstroß mit Prügeln und Knitteln stürzt auf euch los, werfend, schlagend, stoßend, tretend, — so war's wieder vor der Jesuitenkirch', bis an die Rheinbrück'. Durch die Stadt und den Schloßgarten hatten die Mannheimer geschrieen: „Schlagt die Pfaffen alle todt, — hin mit ihnen!“ Jetzt, an der Rheinbrück' riefen sie: „Werft sie in den Rhein, — ersäuft sie!“ — Und ihr solltet nur gesehen haben, wie die armen Katholiken sich schlagen, werfen, treten und mißhandeln ließen! O, — es war zum Erbarmen! Beinah' hätt' ich mein Wort gebrochen, das ich dem Schröterfritz gegeben hab'; denn ich konnt's nimmer aushalten. Uebrigens kann ich unserem Schröter nicht genug danken, daß er mir das Wort abgenommen hat; denn jetzt säß' ich im Zuchthaus, weil ich ein Dutzend Mannheimer todt geschlagen hätt'. Man konnt's gar nimmer ansehen! Da fielen auf einmal vier Kerle über einen Geistlichen her, schlugen ihm in's Gesicht, und riefen: „In den Rhein mit dem Pfaff!“ — Richtig, die Hunde packten den armen Herrn, stießen

ihn gegen das Geländer und schier gar hätten sie ihn hinabgeworfen. Flugs sprang ich hin, und ich weiß nicht, wie's war, — die vier Kerl lagen auf einmal am Boden, weil ich sie zusammengehauen hatte; denn ich war schrecklich wild."

Der Kreis lachte vergnügt.

„Ja," — bestätigte Mühsam, „das that er mit seinen Fäusten! Und als er den Wiesenbaum erwischte, da wurde mir's Angst; denn er hätte die Mannheimer schockweis zusammengehauen. Allein der Neckarschleim roch den Lunten und ging dem Schmiedhannes ehrerbietig aus dem Weg'. — Ein's hab' ich gesehen, das vergess' ich mein Lebtag nicht," fuhr Mühsam fort. „Da geht ein Casinomann. Die Mannheimer werfen ihn mit Steinen, sie schlagen ihm auf den Kopf, in's Gesicht. Ein krummnasiger Jud' reißt ihm den Hut weg, zerdrückt den Hut, stampft mit den Füßen darauf herum. Andere schlagen mit kurzen Stöcken dem Mann auf den Kopf, — er will mit den Händen seinen zerschlagenen Kopf schützen. Die Kerle aber schlagen ihm auf die Hände, das Blut spritzt ihm aus den Fingern, läuft ihm aus dem Kopf' über das Gesicht. Es war schrecklich! Der arme Mann war weiß, wie die Wand, er bat und flehte, daß sich ein Stein hätt' erbarmen mögen, — die Kerle aber fluchten, schimpften und schlugen in einem fort. So lang' ich leb', vergess' ich den blutigen Mann nicht!"

„Wißt ihr, was ich versprochen hab', ihr Männer?" rief der Schmied. „So lang' ich leb', wird kein Kreuzer in Mannheim verzehrt, — für keinen Kreuzer in Mannheim gekauft, — und sollt' ich noch tausendmal dorthin kommen. Würden's alle Katholiken so machen, jener miserabeln Stadt keinen Kreuzer zu lösen geben, dann würde sie gestraft, wie's Recht ist."

Die ganze Versammlung trat dem Gelöbnisse des Schmiedhannes bei.

Und während die Entrüstung zu Waldhofen in hellen Flammen loderte gegen Mannheim, beging Knapper die Unklugheit, die Arbeit des Pöbels öffentlich im Ochsen zu rühmen.

„Die Mannheimer haben ganz Recht gehabt!" versicherte er. „Die Pfaffenknechte hätten sollen wegbleiben, — jawohl! Ich bin nit geprügelt worden, werd' auch nit geprügelt. Lest nur die Zeitung, — da könnt ihr finden, daß die Schwarzen eigentlich angefangen haben. Kein Mensch hätt' ihnen was zu Leid gethan, wären die Schwarzen nit so frech gewest, die Mannheimer zu verspotten. Aber das Spotten isch ihnen vertrieben worden, — ich mein'! Die Schwarzen sind einmal tüchtig gepufft worden, — ganz gut so!"

Diese Rede fuhr in das Lager der Schwarzen, wie eine zündende Bombe. Der ganze Ort kam in Aufruhr.

„Ist das ein Ortsvorstand?“ rief der Schmiedhannes. „Er hält zu den mannheimer Prügelbuben, — was? Weg muß er, — wir können so einen Bürgermeister nicht brauchen!“

Der Gemeinderath erschien klagend vor dem Amtmann und verlangte Knappers Entlassung.

„Daraus wird nichts!“ entschied der Bureaukrat. „Bürgermeister Knapper thut seine Schuldigkeit, — bin ganz mit ihm zufrieden.“

„So, — mit ihm sind Sie zufrieden?“ brach der Schmiedhannes im Zorne los. „Merkwürdig ist's doch, wie Sie mit einem Bürgermeister zufrieden sein können, der sich freut, weil rechtschaffene Männer mißhandelt wurden, der Spitzbuben das Wort redet! Wir aber sind nicht zufrieden mit dem Bürgermeister, — wir mögen ihn nimmer, jetzt ist's gerad' genug! Wir können ihn nicht brauchen, den Religionsspötter, den Wirthshaushocker, den Mohrgesellen!“

„Nehme Er sich in Acht!“ drohte der Amtmann.

„Kann Alles beweisen, was ich sage,“ versetzte kühn der Schmied.

„Schweigt! Knapper bleibt im Amte, — ihr Alle habt ihn zu respektiren,“ wiederholte der Beamte.

„Zu respektiren? Du lieber Gott!“ rief verächtlich der Schmied. „Wir respektiren nur Leute, die Respekt

verdienen. Knapper verdient aber keinen Respekt. Die Gemeind' mag ihn nimmer, — aus ist's und vorbei, ich sag's Ihnen, Herr Amtmann, — aus und vorbei!"

„Die Gemeinde muß sich fügen!"

„Nein, Herr Amtmann, die Gemeind' besteht auf ihrem Recht," sagte Mühsam entschlossen. „Die Gemeind' ist nicht da für den Bürgermeister, sondern der Bürgermeister für die Gemeind'. Und wenn die ganze Gemeind' so einen Menschen aus tausend Gründen nimmer will zum Ortsvorstand, dann muß ein rechtschaffener Mann Bürgermeister werden."

„Ihr seid anmaßend, unbotmäßig! Es ist genug, — geht heim und laßt die Hetzereien, sonst komme ich so über euch, wie es Keinem lieb ist."

„Gut, Herr Amtmann!" rief der Schmied. „Behalten Sie den Bürgermeister, weil er Ihnen gefällt. Von uns Gemeinderäthen geht aber keiner mehr in eine Sitzung, so lang' dieser Mensch Ortsvorstand ist."

Und so geschah es. Bei Angelegenheiten, in denen die Mitwirkung des Gemeinderathes gesetzlich gefordert wird, versagten die Unentbehrlichen jeden Dienst. Das Amt versuchte die Bildung eines gefügigen Gemeinderathes. Der Versuch mißlang; denn kein Bürger zeigte Lust, die Ehrenstelle zu übernehmen. Die Verachtung gegen Knapper war gründlich und allgemein.

Das Amt kam in Verlegenheit. Der Bürgermeister erhielt einen Wink, die Stelle freiwillig niederzulegen. Allein der Mann wäre lieber vom Leben geschieden, als vom Bürgermeisteramte.

„Danke freiwillig ab," rieth klug Frau Margareth, „sonst geht es Dir, wie dem Stephan: — Du wirst fortgejagt und hast die Schande."

„Warum nit gar! Ich bin Vorjemeeschter, — jawohl! Mich kann man nit fortjagen, wie so einen armseligen Schulmeister."

Dennoch erfüllte sich Margarethens Prophezeiung. Knapper empfing aus Amt und Würde die Entlassung.

Betäubt stand der Entthronte vor dem schrecklichen Demissionsdekret. Dann saß er Stunden lang düster, immer vor sich hinstarrend. Endlich brach eine Fluth schwerer Flüche gegen die Regierung los. In wilder Heftigkeit stürmte er nach dem Ochsen und versuchte, den Ingrimm zu ersäufen. Der Versuch hatte schlimme Folgen. Knapper sank auf das Krankenlager, wurde am ganzen Leibe gelb, wie eine Citrone, und als dem Arzte nach vieler Mühe gelang, das Uebel zu bändigen, fuhr es nach den Augen, setzte sich dort fest und zerstörte die Sehkraft.

„Blind, — mein Gott, — blind!" rief händeringend der Unglückliche. „Lieber sterben, als blind."

Er starb nicht, wohl aber Trotz und Uebermuth starben in ihm. Das Herrchen, täglicher Besuch seit der Krankheit, redete viel und verständig von Gottes Hand, die strenge und gütig den Irrenden ewiger Bestimmung entgegen führe. Auch wußte er schlagend und zart zu beweisen, es sei hoher Gewinn, gegen das irdische Licht das ewige einzutauschen, und Jeder beneidenswerth, dem solches begegne.

„Greth," — rühmte Knapper, „das Herrchen isch ein Engel! Ich hab' ihm so viel Unrecht gethan, — jetzt seh' ich's ein. Weiß Gott, ich bin ein recht erbärmlicher Mensch gewest!"

Und als Frohmann wieder kam, begann reuevoll der Blinde:

„Herr Hochwürden, seit Wochen besuchen Sie mich jeden Tag! Sie trösten einen kranken, blinden Mann, wie sonst kein Mensch trösten und aufrichten kann. Das hab' ich an Ihnen nit verdient! Schwer drückt's mich, was ich gegen Sie gethan hab'. Können Sie mir verzeihen?"

„Von ganzem Herzen, lieber Freund! Ich bitte, denken Sie nicht mehr an das Vergangene. Alles sei vergeben und vergessen."

Das ergriff den Blinden. Tief bewegt hielt er die kleine, zarte Hand des Herrchens fest, drückte sie an seine Lippen und benetzte sie mit Thränen.

Durch Waldhofens Gassen wandelt an leitendem Stabe ein kleiner, blinder Mann, mit bleichen Zügen, in denen von Reue und stiller Ergebung deutlich zu lesen. Der Blinde fehlt bei keinem Gottesdienste, besucht täglich die Messe, erbaut sich am Worte Gottes und ist ein beredter Anwalt religiöser Zucht und Sitte. Niemals führt sein Weg zum Ochsen, aber täglich steigt er zum alten Hause empor, wo ihn die schöne Helena liebevoll empfängt und der greise Gangolph aus der Legende Erbauendes vorliest. Alle Wendungen der Gassen kennt der Blinde genau, verläßt er aber den Ort, dann führt ihn Hänschen an der Hand durch Felder und Weinberge, verkündet jede Stufe, jede Rinne des Weges, nennt jeden Begegnenden, verschweigt überhaupt nichts Bemerkenswerthes dem Gesichtslosen. Einmal mußte Hänschen sogar den Blinden nach der fernen Wallfahrtskapelle im Walde führen. Dort kniete der kleine Mann sehr lange, betete innig und als er ging, sprach er zu Hänschen die ernsten Worte

„Mein liebes Kind, — so lange Du lebst, vergiß die heilige Mutter Gottes nit! Verehre sie durch Gebet und Nachahmung ihrer Tugenden. Halte Sie für Deine Mutter, dann wird Gott Dein Vater sein; denn Maria vermag sehr viel durch ihre Fürbitt'."

Mit Knappers Entlassung war vom Amte eine Neuwahl des Bürgermeisters angeordnet und Fritz Schröter

von Allen zum Ortsvorstande gefordert worden. Der Amtmann, des Haders mit den Schwarzen müde, befürwortete das gestellte Ansinnen und der Landwirth brachte dem allgemeinen Wunsche ein Opfer.

Am Tage der Uebernahme des Bürgermeisteramtes versammelte Fritz Schröter den Gemeinderath um seinen gastlich gedeckten Tisch. Das Herrchen war auch dabei, die Stimmung vorzüglich, die Heiterkeit in stetem Wachsthum. Gegen Schluß toastirte Frohmann auf das Glück des Tages.

„So viel mir die Herzen in Waldhofen bekannt sind,“ sprach er, „begrüßen alle Dankbaren die Erhebung eines Mannes zum Ortsvorstande, dessen Rechtlichkeit, musterhafter Wandel und Eifer für das Wohlergehen der Gemeinde dieses Ehrenamt verdienen. Nach vielen Tagen bitterer Entzweiung und segenslosen Streites, werden Friede und Eintracht, Gesittung und christliches Leben gedeihen und alle Gemüther erfreuen. Das allgemeine Vertrauen, Herr Bürgermeister, welches Ihnen die Gemeinde entgegenbringt, und das Sie im vollsten Maße verdienen, ist die erste wirksame Bedingung für das Gedeihen Ihrer nicht mühelosen und wichtigen Amtsführung. Möge Gott Sie stärken und erleuchten, auf viele — viele Jahre der Gemeinde Waldhofen ein fürsorglicher, gerechter und christlicher Vater zu sein! Unser Herr Bürgermeister lebe hoch!“

Die Gläser klangen und begeisterte Hochrufe erfüllten das alte Haus.

„Hochwürdiger Herr Cooperator, meinen Dank für Ihre gütigen Wünsche!“ sprach ernst der Gutsbesitzer. „Ungern habe ich dieses Amt zu meinen vielen Sorgen und Arbeiten übernommen. Allein der lange Streit hat mich belehrt, es seien Früchte des Segens und öffentlichen Wohles nicht zu erlangen ohne — Opfer. Die erste Pflichterfüllung meines Amtes sei innigster Dank für all’ die vielen Mühen und Arbeiten, für Geduld und verzeihende Liebe, welche Sie, Herr Cooperator, der hiesigen Gemeinde erwiesen haben. Selbst auf die Gefahr hin, Ihre Bescheidenheit zu verletzen,“ fuhr der Bürgermeister kräftig fort, als das Herrchen verlegen niedersah, „sei vor dem gesammten Ortsvorstande bekannt: — Waldhofen wurde gerettet und zum religiösen Leben erweckt durch seinen Seelsorger. Dies zu bekennen, ist für Waldhofen eine Ehrenschuld an Sie! Eure Hochwürden haben thatsächlich die Wahrheit des Ausspruches Jesu an die Geistlichen bewiesen: „Ihr seid das Salz der Erde!“ Wie elend und tief darnieder lagen die religiös-sittlichen Verhältnisse, bevor Sie kamen! Ja, das Salz Ihrer priesterlichen Thätigkeit und Ihres voranleuchtenden Wandels hat die zusammenfaulende Masse durchdrungen und neu belebt. Hieran knüpfe ich den Ausdruck einer Ueberzeugung, die Wadlhofens neueste Geschichte schlagend bestätigt: — Alle socialen Fragen

der Gegenwart können zum Heile des Volkes nicht gelöst werden, ohne die Anwendung des von Gott bestellten Salzes der Erde, ohne die mitwirkende, freie Thätigkeit des Clerus im Geiste unserer heiligen Religion. Erinnert euch, meine Freunde," — rief er mit steigender Wärme, „was für die Schule von unserer Seite Alles geschah! Wir haben Adressen an den Großherzog gerichtet, — Hunderttausende katholischer Männer verlangten durch ihre Unterschriften christliche Schulen, Beseitigung der nichtsnutzigen Schulreform. Die Adressen waren vergebens geschrieben. Darauf kamen die wandernden Casino. Das ganze Land stand auf gegen das neue Schulgesetz. Die Volksstimme protestirte laut und energisch. Alles vergebens! Die Regierung ergriff mit Vergnügen einen gemachten Anlaß, die Volksstimme gewaltsam zu unterdrücken. Was folgt hieraus? Offenbar die Feindseligkeit der Herrschenden gegen Christenthum und religiöse Freiheit. Was folgt weiter? Die Nothwendigkeit, den Geist des Antichristenthums zu stürzen, seine Herrschaft zu vernichten. Wer vermag dieses? Nur jene Kraft, welche die Sklaverei des alten Heidenthums zerbrochen, die Götzenaltäre umgestürzt, die Gottesebenbildlichkeit des Menschen und die Nächstenliebe gepredigt, das Laster in die Nacht zurückgetrieben und die Lüge getödtet, die Menschenwürde durch die Tugend geadelt und die Freiheit proclamirt hat: — Das Salz der Erde! Die Kirche allein, der lehrende, thätige, das hinsinkende Volk stützende

und leitende Clerus allein vermag Rettung zu bringen. Das ist ja nichts Neues, — es ist eine sehr alte Wahrheit, die man aber vergessen hat; denn ohne die Kirche kein Heil, und zum Heile der Menschheit hat bekanntlich Jesus Christus seine Kirche gestiftet, — nicht aber zur Sklavin eines neuheidnischen Staatswesens. Ist es erlaubt, einen Wunsch auszusprechen, so wäre es dieser: — Der Clerus möchte die Ketten zerreißen, mit denen Absolutismus ihn gebunden und geknebelt. Frei und ohne Menschenfurcht möge sich der Clerus an das Volk wenden, zu dem er von Gott gesandt ist. Der Clerus möge sich nicht einsperren lassen in die Sakristei, — muthig und kraftvoll, bereit zu sterben für geistige Freiheit und für die Freiheit seines Amtes, greife er belehrend und leitend in alle Fragen, welche das sittliche Leben berühren. Die Warnung: — „Der Clerus mische sich nicht in politische Dinge," — ist eine niederträchtige Heuchelei. Hat Politik die Kirche feindlich angefallen, religiöse Fragen zu lösen unternommen, sogar das zuständigste Gebiet der Geistlichkeit, die Schule, verwüstet, so klingt es sinnlos: „Der Clerus mische sich nicht in Politik!" Nein, im Gegentheil! Der Clerus soll sich vom Leben des Volkes nicht trennen und zu einer Drahtpuppe machen lassen, die sich nur strengstens vorgeschriebene Bewegungen erlauben darf. Die Kirche ist Schöpferin der Civilisation, — die Kirche führe dieselbe weiter in ihrem Geiste und liefere das Volk nicht aus

an die Infernalen, — und zu den Infernalen gehört ja auch das moderne heidnische Staatsregiment. Darum werde auch die Kanzel in politischen Dingen ein Lehrstuhl, insoweit Politik das Religiöse antastet. Die Wirksamkeit der Kanzel muß hineinreichen bis in die Kammern der Abgeordneten, weil diese Kammern über Religiöses entscheiden und Gesetze machen. Kurz, — der Clerus muß das Volk aufklären, er muß Licht und Leiter sein der unwissenden Menge in den höchsten Interessen des Lebens, — das ist heute die Mission des Clerus. Und weil Sie, Herr Cooperator, in Waldhofen diese Mission getreu erfüllten, darum ist hier das Schulgesetz unterlegen. Hätten Sie die Geister nicht aufgeklärt, die Umtriebe des Unglaubens nicht enthüllt vor den Leuten, die Pflichten des Christen nicht vorgehalten, — unsere Mühe wäre vergeblich gewesen. Die Gemeinde Waldhofen ist Ihnen zu ewigem Danke verpflichtet. Ich trinke auf das Wohl unseres hochwürdigen Herrn Cooperators, auf das Wohl der Gemeinde, auf das Wohl aller Männer im Priesterkleide, welche dem Volke Hirten ohne Menschenfurcht, Lehrer und muthige Vorkämpfer sind."

Sämmtliche Gemeinderäthe hatten mit Staunen die Rede vernommen, die aus dem Toaste hervorgebrochen, wie ein bisher verschlossener, kräftiger Quell, der eine Oeffnung gefunden. Die Wärme des Redners wurde ansteckend für die Hörer, sie unterschrieben in Gedanken

jedes Wort, hielten den Häuptling für den gescheidtesten Bürgermeister im Lande Baden und riefen jetzt ein Hoch, wie es in Waldhofen niemals vernommen wurde. Viele behaupteten, man habe die Donnerstimme des Schmiedhannes sogar bei Siebelfingen gehört, — und dieser Ort liegt vom alten Hause eine Stunde entfernt.

Für Waldhofen begann eine schöne Zeit des Friedens und sittlichen Gedeihens. Die Schöpfung des Herrn Knies wurde für Waldhofen ein todtgeborenes Kind. Stephans Nachfolger regierte im Geiste christlichen Schulwesens, und der alte Jester betete wieder mit den Kindern, erzählte aus der biblischen Geschichte und bildete Katholiken, wie er seit vierzig Jahren gethan.

Eine Leiche und eine Hochzeit.

Kaum führte zwei Monate Fritz Schröter den Scepter über Waldhofen, als die ortsvorständliche Fürsorge ausgedehnt wurde auf die Bewohner des Schlößchens.

Der Millionär kam ungewöhnlich frühe nach Waldhofen; denn es blühten im Thale noch die Schlüsselblumen, die Kirschenbäume prangten duftend um den Ort, der Mandelbaum hatte eben die welken Blüthen abgeworfen und trieb zwischen länglich schmalen Blättern ein winziges, weiß sammtnes Ding hervor, die künftige Mandelhülse. Das kaum geschnittene Rebholz weinte hingegen noch helle Thränen und arbeitete an hochaufgeschwollenen Knospen. Ungewöhnlich war auch, daß der Millionär fast regelmäßig seinen Ferdinand auf Spaziergängen begleitete, daß sie oft Ruhepausen machten und zuweilen Arm in Arm gingen. Offenbar stützte der väterliche Arm den hinsiechenden jungen Menschen, von der letzten mannheimer „Wintersaison“ schrecklich mitgenommen. Es schien sehr fraglich, ob die „Landluftsaison“ diesmal

ihre Heilkraft bewähren konnte; denn das Aussehen des Gläubigen moderner Kunstreligion war jammervoll. Die Augen lagen tief, der Nacken krümmte sich, die Beine schlotterten, die Brust peinigte ein hartnäckiger Husten, die Kleider hingen um abgezehrte Gebeine, das grämlich verzogene Gesicht war ohne Lebensfrische.

„Der Blendung ist auch wieder da mit seinem Sohn'," erzählte Mühsam dem Schmiedhannes. „Du lieber Gott, wie elend der junge Mensch aussieht! Einen Bock könnt' er ganz gut zwischen den Hörnern küssen. Paff' auf, der Ferdinand wird begraben, eh' vier Wochen vergeh'n."

„Ist nichts verloren!" antwortete kurz der Schmied.

Einige Wochen später, nach dem Schlusse der Vesper, öffnete sich die Hofthüre des alten Hauses. Heraus trat Knapper, von Hänschen geführt, einige Schritte hinter ihnen Helena und Heinrich. Ueber dem Gesichte des Blinden lag stille Heiterkeit. Tausend Fragen des kindlichen Führers in Geduld beantwortend, lauschte er zugleich auf das Gespräch der Nachfolgenden, das sich um die nahe Hochzeitsfeier drehte, zu der bereits großartige Vorbereitungen getroffen wurden.

Nachdem Fritz Schröter von Heinrichs durchgreifender Umkehr überzeugt worden, dessen solides Betragen einen christlichen Gatten und verständige Thätigkeit einen tüchtigen Landwirth versprachen, beschleu-

nigte er selbst den raschen Gang zum glücklichen Abschlusse. Knappers Vergangenheit kam hiebei nicht in Erwägung; denn Schröter konnte, in gerechter Ueberlegung, unmöglich den Sohn für den Vater büßen lassen, — obschon der gestrenge Herr des alten Hauses einen „Schwäher“ gewünscht hätte, dessen vergangenes Leben düstere Schatten nicht aufwies. Nicht minder bestimmte Helena's Lebensglück den klar denkenden Vater. Heirathen nach genauer Abwägung gegenseitiger Vermögensverhältnisse, ohne alle Rücksicht auf persönliche Neigung, verdammte Schröter.

„Es ist unverantwortlich,“ sagte er zuweilen, „daß Eltern nicht ihre Kinder, sondern ihre Aecker verheirathen. Hiebei kann selten etwas Gutes herauskommen.“

Blieb auch Heinrichs Vermögen hinter Helena's Mitgift zurück, so hob, in Schröters Urtheil, die erprobte und innige Liebe der Verlobten diese Ungleichheit auf.

Dem Blinden gewährte die Verbindung vielen Trost und Freude. Helena's Ruf war fleckenlos, ihre häusliche Emsigkeit verbürgte eine Hausfrau, deren Gediegenheit selbst Frau Margareth herausforderte, — und Helena war das reichste Mädchen der Umgegend. Und wenn Knapper mit Ergebung sein Unglück ertrug, das er als strenge Buße für alte Schulden zu betrachten sich gewöhnte, so freute es ihn doch, durch den Sohn in enger Verbindung mit dem Bürgermeisteramte zu

bleiben; denn er gehörte wenigstens zur bürgermeisterlichen Familie.

Die Gesellschaft wandelte durch die Fluren, Hänschen und der Geführte eine Strecke voraus. Lerchen und munteres Finkengeschlecht sangen um die Wette, aus fernen Gebüschen klang sogar der süße Schlag der Nachtigall herüber. Von allen Seiten trug linde Frühlingsluft Blumen- und Blüthenduft herbei, die Sonne zündete die prachtvoll wechselnden Lichter des Rheinthales an, welche entzückend leuchteten zu einem herrlichen Auferstehungstage der Natur.

Die Verlobten führten sich an den Händen, blieben oft stehen, schauten sich einander an, und redeten klug über die Gestaltung naher Selbstständigkeit.

„Vor der Hand nehmen wir nur einen Knecht und eine Magd," rieth Helena. „Wir sind kräftig und müssen selbst wacker zugreifen. Besser, man fängt klein an und kommt vorwärts, als man fängt's groß an und geht zurück."

„Du hast Recht, Lenchen! Den vorläufigen Ackerbau von dreißig Morgen kann ich mit einem Knecht im Bau bewältigen. Zur Aerntezeit nehmen wir Taglöhner. Aber nach einem Jahre dürfte zur Magd noch ein zweites Mädchen nothwendig sein. Du sollst Dich über Deine Kräfte nicht anstrengen."

Sie verstand die Bedeutung des zweiten Mädchens und lächelte erröthend.

„Ich muß Dir doch ein Gelöbniß offenbaren, das ich gemacht habe," fuhr er fort. „Auch Dir wird die Wallfahrt nach der Gnadenkapelle unvergeßlich sein. Die Mutter Gottes hat mich sichtbar beschützt und gerettet. Ohne höhere Hilfe wäre ich zu Grunde gegangen. Man darf nicht undankbar sein. Darum habe ich gelobt, jedes Jahr, so lange ich lebe, auf den Tag zu wallfahrten nach der Gnadenkapelle, und jedes Jahr hier in die Kirche an den Muttergottes-Altar eine zehnpfündige Kerze zu opfern, damit sie dort brenne zur Ehre meiner Helferin."

„Das ist schön von Dir, Heinrich!" sprach sie mit leuchtenden Augen. „Wir werden immer zusammen wallfahrten. — Sieh', wer kommt dort? Wahrhaftig — der böse Ferdinand! Wollen wir nicht umkehren?"

„Dazu ist kein Grund, Helena!" sprach er sanft. „Jenem Menschen kann ich offen in das Gesicht sehen, — er aber nicht uns."

„Trage ihm nichts nach, Heinrich!"

„Gewiß nicht! Eben darum weichen wir ihm auch nicht aus."

„Ach, — wie er daher schwankt, die Beine tragen ihn kaum!" sprach sie mitleidig. „Man meint, er sei ein Greis von achtzig Jahren, — so gebeugt, so hinfällig."

„Da kommt der Blendung!" offenbarte Hänschen dem Blinden.

„Der Junge oder der Alte?“ frug Knapper.

„Der Junge, — aber noch älter sieht er aus, als der Alte.“

„Bst, — still', Kind, still', — daß er nix hört!“ mahnte der Blinde.

Ferdinand schlich mühevoll einher, den Kopf herab gebeugt, die Unterstützung des Stockes bei jedem Schritte fordernd, ohne die Entgegenkommenden zu bemerken. Hänschens helle Stimme, die einen Kukuck nachahmte, veranlaßte ihn, aufzusehen, und nicht ohne Bewegung erkannte er den Blinden. Wie hatte sich der stramme, vormals herrisch einherschreitende Mann verändert! Die letzte Spur übermüthigen Trotzes war verweht, die Gluth des Gesichtes verschwunden, und der rothe Häuptling, Kirche und Schule heftig bekämpfend, bedurfte jetzt der Führung eines Kindes! Beinahe überkam Ferdinand eine Ahnung von dem Walten einer Vorsehung. Allein der Keim dieser Ahnung starb sogleich; denn er fand in der Seele des Ungläubigen keinen Boden.

Knapper grüßte freundlich. Blendung dankte kurz und ging vorüber.

„Beim Teufel, — aus dem Saulus ist ein Paulus geworden!“ murmelte er spöttisch. „Blind, — hm! Ein schlagendes Beispiel aus dem Leben für einen bigotten Pfaffen, zum Beweise, daß der Christengott die Zuchtruthe noch nicht aus der Hand gelegt.“

Mit dem letzten Worte blieb Ferdinand steif stehen: — Heinrich und Helena traten hinter dem blühenden Schleedorn am Wege hervor. Sie hielten sich noch an den Händen. Ueber Beiden flatterte, jedem Geisterseher leicht erkennbar, der holde Amor, — jedoch ohne Pfeil und Bogen, weil der Scharfschütze, in vorliegendem Falle, keinen Einzigen mehr zu versenden hatte.

Ferdinands Füße wurzelten am Boden, ihm sehr peinlich; denn er hätte vorgezogen, diesem Begegnen zu entfliehen. Den Verhaßten mußte er sehen an der Seite einer in seltener Schönheit strahlenden Braut, ihn selbst voll Glück und Lebenskraft. Hochauf schlugen die Flammen des Hasses und des Neides in der Seele des Schwindsüchtigen. Die Augen verschwanden unter zusammengezogenen Brauen und glichen, giftig funkelnd, tödtlichen Basiliskenblicken. Die farblosen Lippen dräueten zusammengekniffen, jede Linie des fahlen Gesichtes grinste abstoßend und häßlich. So stand, im Anblicke der Glücklichen, Ferdinand, wie Lots Weib vor Sodoma, in eine Säule verwandelt.

Helena betrachtete erschreckt die unbegriffene Erscheinung. Die Rosen ihrer Wangen erbleichten zu Lilien, sie ergriff den Arm des Bräutigams und schmiegte sich ängstlich an ihn.

Nicht so unbegreiflich war für Heinrich die Erscheinung. Er las verständig in Ferdinands Seele,

gewahrte deutlich die finsteren Mächte, in deren Bann erstarrt der Unglückliche vor ihm stand, grüßte ernst und nickte ohne Bitterkeit hinüber. Ferdinand bewegte geisterhaft das Haupt nach den Vorüberwandelnden, stand noch eine Weile in nervöser Erschütterung und wankte vorwärts. Und sogleich brachen die Nachwehen des Geistessturmes über den Hinfälligen herein. Die straff gespannten Muskeln erschlafften, Schwindel und namenlose Mattigkeit ergriffen ihn. Er setzte sich erschöpft auf einen Stein am Wege, begann zu husten und Blut auszuwerfen. Dann erhob er sich und lenkte gebrochen nach der Villa.

In derselben Nacht schloß Ferdinand kein Auge. Rasende Schmerzen zerrissen ihm die Brust, und kam der Husten, so krümmte sich der Elende unter gräßlichen Peinen. Obwohl todtkrank, verließ er dennoch am Morgen das Zimmer, die stärkende Luft im Garten zu genießen. Von Waldhofen herauf krachten in kurzen Pausen Gewehrschüsse.

„Was hat das Schießen zu bedeuten?“ frug er den Gärtner.

„Die Burschen putzen ihre Flinten aus für morgen,“ antwortete der Mann. „Morgen ist nämlich eine Hochzeit, wie seit Menschengedenken keine gewesen ist. Knappers Heinrich heirathet Bürgermeisters Lenchen, ein Mädchen, so hübsch, wie man's gar nicht schöner malen

kann. Und weil Beide gut gelitten sind im Dorf', darum gibt's ein schrecklich Schießen und Spektakel. Der Schröterfritz läßt sich's auch was kosten. Einen fetten Ochs' hat er geschlachtet, und davon kriegt jeder Arme im Dorf' seinen Theil. In Schröters Hof wird ein großer Tisch gedeckt, daran sollen alle arme Leute essen und sich einmal gut thun. Und weil der Heinrich ein braver junger Mensch ist, gar nicht stolz, freundlich gegen das Aermst', fleißig und tüchtig, darum gönnt ihm Jedermann sein Glück."

Der Mann wurde durch Ferdinands Husten unterbrochen, der sich durch den Garten hinschleppte nach seinem Lieblingsplatze, vor Frau Venus, die er täglich zu betrachten pflegte, bequem ruhend in den Kissen des Sophas.

Der Gärtner war thätig um Blumen und Zierpflanzen, hörte das heftige Husten des Millionärs und dann ein schmerzliches Stöhnen, das er nicht beachtete; denn oft pflegte der Kranke in ähnlichen Lauten seinen Schmerz zu äußern. Und als im Dorfe die Glocke eilf Uhr läutete, stellte er die Arbeit ein und verließ die Villa. Im Garten wurde es ruhig und öde, wie auf einem Kirchhofe.

Gegen zwölf Uhr betrat Herr Blendung den Garten. Dort fand er seinen Sohn todt, — zu den Füßen der Venus, von einem Schlage unversehens dahingerafft.

Alle Glocken in Waldhofen klangen zusammen in schöner Harmonie und feierlich froher Stimmung. Dazwischen krachten Flintenschüsse, aus allen Gassen liefen Schaulustige zusammen, unter diesen mit besonderem Eifer die heirathsfähigen Mädchen. Vom alten Hause hernieder stieg ein langer Festzug. Voran die Braut, an Schönheit und Frauenwürde eine Königin, umgeben von einem Kranze züchtiger Jungfrauen in weißen Kleidern und Kränzen auf den Häuptern. Helena erschien etwas angegriffen, aber entzückend schön in dem blendend weißen Kleide, das um die Hüften ein blaues Seidenband umfing, dessen Enden lang hinab fielen. Alle Fenster der Straße hatten Theilnehmende besetzt, und aus jedem Munde wurde das Lob vernommen, es sei ein hübscheres Paar nimmer gesehen worden. Heinrich ging zwischen angesehenen Begleitern, in Schwarz gekleidet, an der Brust ein Sträußchen, ernst einherschreitend, wie ein Mann, welcher auf dem Wege ist, schwere Pflichten zu übernehmen. Auch Außerordentliches begab sich: — Die beiden Häuptlinge, der rothe und der schwarze, gingen Arm in Arm durch das Dorf, — so rührend anzusehen, daß junge und alte Weiber Thränen darüber vergossen. Dann kam ein endloser Zug von Frauen und Männern, unter letzteren auch Clemens Schall aus Siebelfingen, nebst anderen Gewaltigen im Streite.

Die Brautleute traten vor den Altar. Das Herrchen erschien, belehrte in ergreifenden Worten, und knüpfte

endlich um die Liebenden das heilige Band des Sakramentes, welches nur der Tod lösen soll.

Dann folgte das Hochamt, dem die ganze Gemeinde beiwohnte, wie an Festtagen. Bei der Wandlung donnerten sämmtliche Feuerschlünde in Waldhofen, was sich wiederholte, als der Zug die Kirche verließ.

In Mitte des Dorfes kam ein verschlossener Wagen entgegen. Darin saß Blendung neben der Leiche seines Sohnes, die nach Mannheim gebracht wurde. Als die Schüsse unabläßig krachten, mußte der Kutscher herabsteigen und die schnaubenden Pferde festhalten. Durch das Fenster sah Blendung, aus erstorbenen Augen, die festlich gekleideten Menschen vorüber wallen. Dann sah er auf den Todten und verhüllte das Gesicht.

Auch über die Feststimmung zogen trübe Wolken beim Begegnen des Todtenwagens; denn Leiche und Hochzeit sind ergreifende Gegensätze, und die Vergangenheit des Todten bot zur Betrachtung reichen Stoff. Fritz Schröter hob das Auge von dem verschlossenen Wagen zum Himmel, und dort erkannte sein gläubiger Blick die waltende Hand des Herrn.

Auch der alte Mohr sah diese Hand.

„Dem Ferdinand ging's, wie meinem Wilhelm," sprach der Alte. „Der da droben duldet keine rechte Freiheit. Wer Sein Joch nicht trägt in Gehorsam, der muß sterben vor der Zeit."

Das blieb Mohrs letzte Sentenz. Ländlicher Fortschritt hatte seine Verhältnisse gänzlich zerrüttet. Er brachte das verschuldete Anwesen unter den Hammer und wanderte nach Amerika.

Inhalt.

Seite

Erster Theil.

Zweiter Theil.